

Paul de Kock's

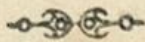
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Wierundvierzigster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1844.

Hand de Kuch

Samstliche Blomane

Blomane

Blomane

Blomane

Blomane

Blomane

Blomane

Georgine,

oder

Die Nichte des Amtschreibers.

Von


Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Vierter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1844.

Geographie

Die Welt der Menschen

von

Dr. Heinrich

Dr. Heinrich

Dr. Heinrich

Dr. Heinrich

Dr. Heinrich

Dr. Heinrich

Erstes Kapitel.

Katastrophe.

Georgine war, als wir sie verließen, von einer Masse Anbeter umschwärmt, welche sich um die Ehre stritten, sich für die schöne Zulma zu ruiniren, und bei dem übertriebenen Luxus, der in dem Hôtel dieser modernen Païs herrschte, erreichten sie ihren Zweck auch bald.

Aber in Paris, wo es sich nur um den Ruf und das Vorurtheil handelt, wechselt die Mode den Gegenstand ihrer Gunst häufig, und Rosa bemerkte bald, daß eine neue Debutantin ihre Herrin in den Hintergrund stellen werde; als getreue Jose benachrichtete sie Georgine von einem Ereigniß, dem man vorzubeugen suchen mußte.

„Madame,“ sagte sie eines Morgens zu ihr, „wundern Sie sich nicht mehr, wenn man Sie verläßt, wenn sich seit einiger Zeit weniger Cavaliere für Sie ruiniren, denn eine neue Schönheit zieht Aller Blicke auf sich. Es ist ein junges, sechszehnjähriges, sehr hübsches Mädchen, und überdies noch eine Agnese, eine Unschuld!...“ — „Ach, Rosa, wir können wir es verhindern, daß sie Glück macht?“ —

„Madame, wir müssen Kabalen machen, sie an dem Tage ihres ersten Auftretens auspfeifen lassen, Leute bezahlen, die einen Lärm aufschlagen, schreien, mit einander streiten und sich prügeln, dafür sorgen, daß Hunde auf dem Parterre bellen, Katzen vom Tuche heruntergeworfen werden, kurz, einen fürchterlichen Durcheinander veranstalten! Man treibt es so weit, daß man Feurio! schreit, wenn es sein muß; dann gerathen die Zuschauer in Angst, die Frauenzimmer eilen nach Hause, Keines hört mehr das—Andere, man entfernt sich ärgerlich und die Debutantin mißfällt.“ — „Dein Plan ist köstlich, ich stimme mit demselben überein. Ich befürchte jedoch, daß wir, wenn die Debutantin schön ist, unser Geld umsonst ausgeben!...“ — „Einerlei, Madame, wir machen einmal den Versuch! wir werden dann schon sehen. Wir können uns, wenn es nöthig ist, immer noch zur andern Partei schlagen, vor der Hand wollen wir aber kabaliren.“

Nachdem dieser Plan einmal gefaßt war, setzte Rosa alle Springfedern der Intrigue in Bewegung. Georgine, welche in derartigen Dingen weniger Erfahrung hatte als ihre Zofe, unterstützte diese nur mit dem nöthigen Gelde zur Bezahlung von Rosa's Verbündeten. Georgine verschwendete das Gold mit demselben Leichtsinne, wie sie es gewann! Und dieses in civilisirten Staaten so nothwendige Metall, durch den Gebrauch, wozu es der ausschweifende Greis verwendet, herabgewürdigt, von Koketten im Ueberfluß vergeudet, kommt den Arbeitsmann, der

oft zehn Jahre seines Lebens an einer Summe erwirbt, die ein Bankier der Hauptstadt in einer Stunde beim Carté verliert, so theyer zu stehen; kurz, dieses Gold, der Typus aller Freuden und aller Leiden, die Quelle und der Zweck so vieler Verbrechen, dieses Gold, von welchem ich euch so viele schöne Dinge erzählen könnte, wenn ich nicht besorgte, euch langweilig zu werden, war in Rosa's Händen die Seele der Verschwörung, welche die Debutantin zu Grunde richten sollte.

Aber ihr wißt es, liebe Leser, daß die Vorsätze einer schwachen Creatur in Sand gegraben sind, oder, wie man im gemeinen Leben sagt: der Mensch denkt, Gott lenkt. Nämlich drei Tage vor dem, an welchem sich das Schicksal von Georginens Nebenbuhlerin entscheiden sollte, sah sich unsere Heldin in Folge eines Unwohlseins genöthigt, sich zu Bette zu legen. Am folgenden Morgen war ihr Zustand noch schlimmer; ein hitziges Fieber hatte sie ergriffen. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß sie alle Anzeichen der Blattern habe.

Georgine stieß bei dieser fürchterlichen Mittheilung ein lautes Geschrei aus; Rosa erblaßte vor Schreck, und alle Liebhaber, Freunde, Schmeichler und Anbeter Georginens flohen das Hôtel, als ob es in die Gewalt des Teufels gefallen wäre.

Nun adieu Rabalen und Coulissen=Intriguen! Die Debutantin selbst wurde vergessen. Eine wichtigere Sorge beschäftigte Zulma; es handelte sich um die Erhaltung jener Schönheit, worauf alle Hoff-

nungen des Glückes und der Freuden beruheten. Man verfluchte den Oheim, der seine Richte vernachlässigt, und Johann, der in seinem Pachtthofe nicht an das Pockeneinimpfen gedacht hatte.

Rosa verließ das Hötel nicht, aber sie erwartete das Resultat dieser grausamen Krankheit in einem von dem ihrer Herrin entfernten Gemache, weil sie sich aus Furcht vor Ansteckung nicht zu dieser begab. Georgine litt allein, kein Freund nahte sich ihr zur Tröstung und Linderung ihrer Leiden! Nun hätte sie Muse gehabt, ernsthafte Betrachtungen anzustellen und tugendhaft zu werden! Das Weitere wird euch lehren, ob Georgine diese Zeit zu ihrem Vortheile benutzt hat.

Nachdem Georgine lange in Gefahr geschwebt, kehrte endlich ihre Gesundheit wieder zurück; die Crisis war vorüber. War sie aber immer noch die verführerische Zulma? Unsere Heldin hatte es noch nicht gewagt, die Spiegel hierüber zu befragen. Sie ließ Rosa rufen. Nachdem sich diese vorher genau erkundigt hatte, ob man sich der Madame ohne Gefahr nähern dürfe, trat sie in das Schlafgemach ihrer Gebieterin. Georgine rief ihr zu, an das Bett zu kommen. Rosa nähert sich ihr ganz sachte, macht die Vorhänge auf, blickt hinein, thut einen Schrei und eilt an das entgegengesetzte Ende des Zimmers.

Georgine ahnt ihr Unglück. „Ach, Rosa!“ ruft sie aus, „ich bin verloren! Du willst mir nicht sagen, wie sehr ich mich verändert habe! ...“ — „Madame! ...“ — „Tritt näher, ich verlange es. Bin

ich denn sehr häßlich, Rosa?" — „O nein, Madame... Aber trotz dem sind Sie nicht mehr ganz, was Sie waren.“ — „Bringe mir den Spiegel dort her, ich will mich von der Wahrheit überzeugen.“

Rosa reicht Georginen mit Zittern den Spiegel, und ohne es abzuwarten, welche Wirkung er auf ihre Herrin hervorbringe, entfernt sie sich, um zur Ausführung eines bereits gefaßten Planes zu schreiten.

Georgine hält den unseligen Spiegel in der Hand, den sie sonst so oft befragt hat, und worauf sie jetzt kaum einen Blick zu werfen wagt. Sie muß übrigens wissen, wie sie aussieht... O Himmel! sie hat Narben im Gesichte, aufgelaufene Augen, einen röthlichen Teint, theilweise abgefressene Augenbrauen und Wimper! Man ist leider nicht mehr die reizende Frau, welche so viele Eroberungen machte; allein diese Röthe wird vergehen und die Geschwulst der Augen auch! Man wird immer noch ein hübsches Frauenzimmer sein und gefallen; im zwanzigsten Jahre gibt man die Hoffnung nie auf.

Fest entschlossen, nicht mehr auf dem Theater zu erscheinen, welches sie in ihrem Glanze gesehen hatte und wo sie dem bittern Hohne ihrer Genossinnen preisgegeben wäre, faßt Georgine schnell einen Plan. Sie bleibt noch einige Tage in dem Bette, steht dann auf und fragt nach Rosa, welche sie seit dem Augenblicke, wo ihr diese den Spiegel in die Hand gegeben, nicht mehr gesehen hat.

Aber Rosa war nicht mehr im Hause; da die getreue Zofe stets nur bei Modedamen diente, weil

man nur in ihrer Nähe sein Glück machen kann, hatte sie, nachdem sie sich von dem Anblick der traurigen Wirkung der grausamen Krankheit überzeugt, den Entschluß gefaßt, Georgine zu verlassen, und da Lafleur stets ihr Vorbild gewesen, vergaß sie auch nicht, wie es dieser gemacht, als er sich von Herrn von Lacaille entfernt: die Juwelen und Diamanten verschwanden mit Mamsell Rosa.

„Ach,“ seufzt Georgine, als sie die Spitzbüberei ihrer theuern Rosa erfährt, „man hat recht, wenn man behauptet: ein Unglück kommt nie allein.“

Durch den Verkauf des Mobiliars ist man jedoch im Stande, sich eine kleine Summe zu verschaffen und eine artige Wohnung einzurichten; man konnte noch anständig leben, aber man war weder Zulma noch Frau von Rosambeau mehr!

Zweites Kapitel.

Nächtliches Zusammentreffen.

Georgine bewohnte seit einiger Zeit ein Logis in der Mühlenstraße, führte ein ziemlich einförmiges Leben, dachte den Tag über an ihre verlorene Größe, seufzte über den Verlust eines Theiles ihrer Reize, und ging Abends in das Theater, um ihre Langeweile zu vertreiben; allein abgestumpft für dieses Vergnügen, fand sie nicht mehr die gesuchte Zerstreuung darin. Der Müßiggang, der eine schwerere Last als Mattigkeit und Anstrengung, erschlaffte ihren Geist und ernied-

rigte ihren Charakter. Im neunzehnten Jahre war Georgine schon lebensfatt. Bisweilen erinnerte sie sich, daß sie Mutter sei, da ihr aber die Süßigkeit dieses Standes unbekannt war, hatte sie noch sechs Monate für die Verköstigung ihres Sohnes, den sie nicht zu sich zu nehmen gedachte, vorausbezahlt.

Eines Abends sieht sich Georgine, welche auf dem Rückwege vom Theater von einem fürchterlichen Gewitter überfallen wurde, genöthigt, Schutz zu suchen: sie geht in die erste beste Thüre hinein, welche offen steht, und wartet, bis ihr das Wetter erlaube, ihren Weg fortzusetzen.

Eine Viertelstunde verstreicht und der Regen läßt nicht nach. Ein Mann kommt fluchend in den Hausgang herein, in welchen sich Georgine geflüchtet hatte. „Oho! meine Schöne, was machen Sie da?“ — „Mein Herr, ich warte, bis das Gewitter aufhört, um nach Hause gehen zu können.“ — „Kommen Sie mit in mein Zimmer herauf, dort ist es besser als hier.“

Der Vorschlag war ein wenig kurz angebunden; Georgine, welche an mehr Galanterie gewöhnt war, wußte nicht, was sie erwiedern sollte. — „Aha! mein Anerbieten beleidigt Sie; beruhigen Sie sich!... Obgleich ich Sie Nachts allein in einem Hausgange treffe, welches gerade nicht sehr schicklich ist, verspreche ich Ihnen doch, da Sie ein rechtschaffenes Frauenzimmer sein können, daß ich Sie nicht mit Gewalt bei mir behalten werde, denn mir gefallen nur die gutwilligen Weiber. Wohl an, glauben Sie mir, kommen Sie mit... Sie sind schon ganz durchnäßt... es ist win-

dig und ungesund hier, Sie werden es gewiß angenehmer in meinem Zimmer finden."

Mit diesen Worten nimmt der Galante Georgine bei der Hand und diese läßt sich, ohne eigentlich zu wissen, was sie will, von ihm führen. Man steigt eine steile Treppe bis in's fünfte Stockwerk hinauf, und je höher es hinauf ging, je schmerzlicher seufzte Georgine und bereute es, dem Manne gefolgt zu sein. Endlich steht der Herr stille, schließt eine Thüre auf und führte seine Dame in ein Gemach, dessen Größe man wegen der Dunkelheit nicht unterscheiden kann.

"Bleiben Sie, so lange ich Feuer schlage, ruhig," sagt Georginens Führer zu dieser, während er ihr einen Stuhl anbietet. Unsere Heldin setzt sich und besinnt sich, was sie jetzt thun solle; ihr Wirth zündet das Licht an, sie kann die sie umgebenden Gegenstände unterscheiden und betrachtet vor allen Dingen den Herrn des Zimmers.

Sie sieht einen vierzigjährigen, großen, robusten Mann vor sich, der ein ziemlich hübsches Gesicht hat und anständig gekleidet ist, dessen Manieren jedoch keinen Mann von Stande verrathen.

Nachdem sie ihren gefälligen Führer betrachtet hat, wirft Georgine einen Blick auf das Zimmer, worin sie sich befindet. Dieses diente zugleich als Schlafgemach, Salon, Toilettezimmer und Küche. Fast nackte Mauern, Fenster ohne Vorhänge, ein Ofen, ein ungemachtes Bett, zerbrochene Stühle, und rings umher Mäntel, Helme, Degen, Harnische und Papierrollen, dieß war das Gemälde, welches sich Georginens

Augen darbot; sie seufzte abermals und nahm sich vor, nicht lange bei ihrem galanten Unbekannten zu verweilen.

Dieser schaute, während er im Zimmer herumeilte, im einigermaßen Ordnung in demselben herzustellen, fortwährend Georgine an, und ohne Zweifel machte unsere Heldin keinen ungünstigen Eindruck auf ihn, denn je länger er sie betrachtete, je mehr Mühe gab er sich, seine Stube aufzuräumen.

Endlich war er fertig damit und näherte sich Georginen freundlich. „Ei! schöne Dame (dieses Compliment schmeichelte Georginen, da sie nicht mehr daran gewöhnt war), ich hoffe, daß Sie ohne alle Umstände mit mir zu Nacht essen werden; ich wiederhole Ihnen, dieß macht Sie zu nichts verbindlich, allein bei Tische können wir besser Bekanntschaft machen. Sehen Sie, ich bin ein ehrlicher Kerl, der nicht lange Ceremonien macht. Wenn Sie mich eine Stunde kennen, so kennen Sie mich so genau, als wären Sie meine Frau!...“

Dieser Scherz brachte Georgine zum Lachen; es regnete immer noch, und da sie einmal da war, veränderten einige Augenblicke längern Aufenthaltes nichts an ihrer Lage. „Nun,“ entgegnet sie, „so will ich, weil Sie es erlauben, eine Weile warten.“ — „Das läßt sich hören, und ich will das Abendessen auftragen.“

Damit stellt unser Mann einen Tisch in die Mitte des Zimmers, macht einen Schrank auf und nimmt den Ueberrest von einer Pastete, eine Zunge, Schinken und mehrere Flaschen Wein heraus.

„Vorwärts, schöne Dame, lassen Sie uns zu Tische sitzen, der Frohsinn soll leben!“ Georgine läßt sich zu einem breiten, gepolsterten Lehnstuhle führen, der nicht zu den übrigen schlechten Sitzen im Zimmer paßt. Man setzt sich, ißt und trinkt; die Unterhaltung wird lebhaft, heiter sogar. Unsere Heldin findet allmählig einiges Gefallen an ihrem Wirth; sie spricht unumwunden den Wunsch aus, zu wissen, was er sei und treibe, und dieser entgegnet mit folgenden Worten:

„Sie sind neugierig, meinen Stand zu erfahren: ich kann mit zwei Worten Ihrem Verlangen entsprechen. Ich heiße Duchenu und bin Schauspieler beim ersten Theater... der Boulevards. Ich spiele Tyrannen, grausame Väter und Unterdrücker der Tugend. Ich schmeichle mir, Talent zu besitzen, ich kann mich gut verstellen, bin daher auch sehr beliebt bei dem Publikum. Meine Kameraden sind eifersüchtig auf mich; aber das ist mir gleichgültig, der Direktor weiß mich zu schätzen. Ich bin gut bezahlt; ich brauche jedoch Alles, was ich verdiene, weil ich ein einzelner Mensch bin; ich bin aber deshalb doch glücklich und zufrieden. Das ist meine Lebensgeschichte, jetzt lassen Sie mich auch die Ihrige hören.“

Es war Georginen nicht unlieb, zu erfahren, daß Herr Duchenu Schauspieler sei; sie machte schon tausenderlei Pläne. Um jedoch dem Verlangen ihres neuen Bewunderers Genüge zu leisten, erfand sie eine unglückliche Geschichte, die sie recht anmuthig vortrug, und welche er glaubte oder nicht glaubte, darüber

berichte ich nichts Bestimmtes. Was lag auch Herr Duchenu daran, was Georgine früher gewesen; die Künstler sind Philosophen; die Hauptsache ist, daß sie ihm gefallen hatte.

Er versicherte sie seiner Neigung, als er die zweite Flasche getrunken hatte, denn er trank ordentlich für einen Tyrannen. Er bot Georgine an, sein Glück mit ihm zu theilen, und dagegen ihm beim Rollen-Einstudiren das Stichwort zu geben und für seine Möbeln Sorge zu tragen, welche allmählig abgenützt waren. Tausend Schönheiten hatten sich um diese Ehre beworben; aber die eine schnupfte, die andere rauchte wie ein Grenadier und alle betranken sich regelmäßig, wenn man Pantomime spielte (welches damals oft vorkam). Herr Duchenu wünschte eine kluge, sanfte, tugendhafte Gefährtin. „Sie gefallen mir,“ sagt er zu Georgine; „unser Zusammentreffen im Hausgange ist ein Wink des Schicksals; Ihr Alter, Ihre Gestalt, Ihre Gesichtszüge, Ihr Gespräch, Alles entzückt mich. Andere würden vielleicht behaupten, Sie sehen ein wenig blatternarbig aus, allein das macht mir Ihre Physiognomie nur um so pikanter; allerdings haben Sie auch keine ganz jungfräuliche Miene mehr, aber mir liegt nichts an solchen Kleinigkeiten!... kurz, Sie gefallen mir. Antworten Sie mir mit zwei Worten, ob Ihnen mein Vorschlag angenehm ist?“

Georgine war dem Wunsche Duchenu's nicht sehr entgegen, besonders wegen der Plane, die sie bereits in ihrem Kopfe hatte; aber es war natürlich, einige

Umstände zu machen und sich nicht gleich dem ersten Besten an den Hals zu werfen; deshalb verlangte sie einige Tage Bedenkzeit von ihrem Wirth, um sein Anerbieten zu erwägen.

Duchenu, der nie etwas lange erwog, hätte den Vertrag gleich abschließen mögen, und da ihn der Wein vergessen ließ, daß er seiner Schönen versprochen hatte, tugendhaft zu sein, rückte er ihr unwillkürlich mit seinem Stuhle näher und wollte ein Draufgeld auf den Kauf nehmen; allein Georgine, welche keine Unschuld mehr war, wie ihr Herr Duchenu etwas roh in's Gesicht gesagt hatte, stieß ihn, als er sich vorbeugte, heftig zurück. Unser Verliebter verlor das Gleichgewicht und fiel mit seinem Stuhle unter den Tisch; er erhob sich aber rasch wieder und betheuerte Georginen, daß sie vollkommen recht habe, ihn zur Vernunft zu bringen, und daß er entzückt sei, eine Lucretia begegnet zu haben.

Als das Gewitter vorüber war, schickte sich Georgine an, sich von ihrem Wirth zu entfernen; vergebens bemühte sich dieser, sie zurückzuhalten, indem er ihr sein Bett antrug und auf einem Stuhle zu schlafen versprach. Georgine war unerschütterlich; er mußte sie gehen lassen. Aber Duchenu, zu galant, eine Dame mitten in der Nacht allein hinauszuschicken, bot ihr seinen Arm an, den sie dankbarst annahm.

An ihrer Hausthüre in der Mühlenstraße wiederholte der Schauspieler seinen Antrag und seine Versicherungen der Zärtlichkeit, und bat um eine schleunige Antwort, denn er schmachete nicht gerne lange

wie ein verliebter Schäfer. Georgine versprach ihm ihren Entschluß innerhalb acht Tagen mitzutheilen, ein Zeitraum, der unserm Verliebten sehr lange schien.

Georgine dachte daheim über die Vorschläge ihres neuen Bekannten nach. Herr Duchenu stand weit unter den Männern, welche sie bisher gekannt hatte. Nachdem sie mit Saint-Ange gelebt, Herrn von Lacaille ruinirt und in der Oper geblüht hatte, war es grausam für sie, sich gezwungen zu sehen, die Anerbieten eines Mannes ohne Vermögen annehmen zu müssen; allein die Langeweile tödtete Georgine und Duchenu war Mitglied eines Theaters. Durch seine Verwendung durfte unsere Heldin hoffen, angenommen zu werden; sie hatte das Tanzen aufgegeben, fühlte aber Anlagen für das tragische Fach in sich, wo die Talente die Reize ersetzen. Die Lust, sich wieder zu dem ersten Range zu erheben, macht Georgine glauben, sie habe eine entschiedene Bestimmung für das Theater; schon sieht sie sich wieder auf einer der ersten Bühnen der Hauptstadt in den ersten, ausgezeichnetsten Rollen glänzen. Von solchen Chimären gewiegt, schläft Georgine, Luftschlösser bauend, ein, und träumt, man richte begeisterte Verse an sie und werfe ihr Blumenkränze zu! Wir wollen sie träumen lassen.

Drittes Kapitel.

Die Folgen des Leichtsinnes.

Unsere Heldin war bei ihrem Erwachen sehr erstaunt, sich in ihrem einfachen Logis in der Mühlenstraße als Georgine und weiter nichts als Georgine wieder zu finden!

Sie faßte sich einigermaßen und erinnerte sich ihres Abenteuers von der verfloffenen Nacht; sie wunderte sich, wie sie hatte ein Nachtesen in der armseligen Dachwohnung Duchenu's annehmen können. Ihre Eitelkeit empörte sich bei dem Gedanken, mit einem Manne zusammen zu wohnen, dessen Manieren so unzart waren, und sie nahm sich vor, Duchenu nicht wieder zu sehen.

Aber die Zeit verfloß: sie mußte zu ihrem Unterhalte entweder ihr Mobiliar verringern, oder einen Theil ihres Putzes verkaufen! Traurige Nothwendigkeit, welche Georgine in düsteres Nachsinnen versenkte, oder sie an ihren Gang zum Theater erinnerte.

Eines Abends pocht man an die Thüre: Georgine macht auf und sieht mit Staunen Duchenu vor sich. Er hätte in keinem günstigeren Augenblicke kommen können; Georgine dachte eben an Mittel und Wege, sich als Schauspielerin zu zeigen.

„Da bin ich, meine theure Freundin; da Sie mir keine Nachricht zukommen ließen, hole ich solche selbst ab. Ich spiele ausnahmsweise heute Abend nicht, ich wette auch, daß das Haus leer sein wird. Diese Gelegenheit habe ich benützt, meine schöne Nachdent-

liche zu besuchen. Ich habe Ihnen vierzehn Tage Bedenkzeit gelassen; wohlan! wie lautet Ihr Entschluß?" — „Wissen Sie, Herr Duchenu, daß Sie sehr ungeduldig sind?" — „Ach, meine Schöne, wir in unserem Stande haben es so satt, Liebesscenen zu spielen, daß wir im Leben nicht lange Umschweife machen. Die Kunstgriffe, die List, die Geständnisse, die Schwüre und Seufzer können wir alle auswendig, die unterhalten uns nicht im Mindesten mehr." — „Ich sehe wohl, daß Sie eben nicht auf schöne Empfindungen Anspruch machen. Ich sage Ihnen also ohne lange Redensarten, daß ich Ihre Vorschläge anzunehmen gesonnen bin, jedoch unter einer Bedingung!" — „Poß Kukuk! reden Sie, ich bin mit Allem einverstanden." — „Ich will auf Ihrem Theater auftreten, da ich eine entschiedene Bestimmung für's Schauspiel in mir fühle." — „Um so besser! ich will Ihnen schon dazu verhelfen. Geben Sie mir einen Kuß in den Handel!"

Duchenu nahm einen Kuß, nahm zwei, küßte sie da und dort, und nahm am Ende Alles, was er wollte, da es Georgine nicht für geeignet hielt, einem Manne Widerstand entgegen zu setzen, der ihr so große Dienste leisten sollte. Als Herr Duchenu genug genommen hatte, warf er sich in einen Lehnstuhl und schaute sich in Georginens Zimmer um. „Weißt Du, meine liebe Kleine, daß Du eine Einrichtung hast wie eine Fürstin... es ist in der That zu schön hier!" — „Aber bei Dir ist es zu häßlich." — „Wozu brauchst Du diese Wandgestelle und diese Vasen?" — „Das gehört zu dem

guten Ton.“ — „Das ist Luxus, Ueberfluß! ich will übrigens diese Geschichten schon fortschaffen.“ — „Wie?“ — „Sei ganz beruhigt! . . . Vor allen Dingen ist Dein Boden zu glatt, ich könnte, aus Furcht, niederzufallen, nicht zwei Schritte darauf machen!“ — „Du wirst Dich daran gewöhnen.“ — „Nein, bei allen Teufeln nicht . . . Du sorgst dafür, daß er nicht mehr gewichst wird; es ist eine Unnoth!“ — „Aber . . .“ — „Ei! wie heißt Du? . . .“ — „Ich heiße . . .“ — „Nun, hast Du es vergessen? . . . sage den ersten besten Namen, mir ist es gleich! . . .“ — „Georgine.“ — „Georgine, gut. Ich wette, Du hast diesen Namen nicht immer getragen?“ — „Ich kann es nicht läugnen.“ — „Ich habe es mir gedacht! . . . Ich kenne die Weiber, mir machen sie nie etwas weiß! . . .“ — „Du bist glücklich!“ — „So ist es. Ich besitze auch die Kunst, sie ganz nach meinem Willen zu regieren.“ — „Bah! das scheint mir eine schwere Aufgabe! . . .“ — „O, ich bediene mich eines Mittels dazu.“ — „Was ist das für eines?“ — „Du wirst es erfahren, wenn wir uns erst länger kennen.“ — „Das, welches Du vorhin angewendet hast?“ — „Pfui doch! . . . das ist zu gemein! . . . nein, ein nobleres, energischeres, welches sich besser für einen Künstler schickt!“ — „Ich zweifle daran, daß es besser ist als das andere.“ — „Du wirst es schon sehen; aber es ist spät: ich gehe nach Hause, packe meine Rollen zusammen, bringe Alles in Ordnung und quartiere mich morgen bei Dir ein. Adieu, meine schöne Georgine!“

Duchenu küßt sie und geht. Georgine findet zwar, daß sich ihr neuer Liebhaber sehr entschieden benehme

und keinen Widerspruch dulde, aber die Angelegenheiten sind so weit vorgerückt, daß sie nicht mehr zurückweichen kann; außerdem hat ihr Duchenu versprochen, ihre Annahme beim Theater zu bewirken und alle dramatischen Ideen Georginens beschäftigen ihre Einbildungskraft: sie denkt nur noch an die neue Laufbahn, die sie einschlagen will.

Am folgenden Morgen schon um sechs Uhr in der Frühe lärmte Duchenu wie besessen vor Georginens Thüre, welche gewöhnlich bis zehn Uhr schlief. Sie fährt in ihrem Bette in die Höhe und eilt, die Thüre aufzumachen.

„Wie, Du bist es schon?“ — „Seit zwei Stunden poche ich an Deiner Thüre.“ — „Warum kommst Du so bald?“ — „Warum stehst Du so spät auf?“ — „Das ist meine Gewohnheit!“ — Sie ist schädlich, ich werde Dich schon zwingen, sie aufzugeben.“

Um damit den Anfang zu machen, hatte sich Georgine wieder zu Bette gelegt, aber Duchenu, den der Anblick seiner halbnackten Schönen in gute Laune versetzte, dachte nicht daran, sie zu zanken, und erhielt ihre Verzeihung, daß er so früh bei ihr erschienen war.

So wäre nun Duchenu bei Georginen installiert. Die ersten Tage waren herrlich und Alles ging vorzüglich vorüber. Da er aber nie Geld mitbrachte und einen Appetit hatte wie Bier, sah sich Georgine genöthigt, abermals einen Theil ihres Mobiliars zu veräußern, worüber sie aber Duchenu mit der Ver-

sicherung tröstete, daß man, je leerer ein Zimmer sey, je besser darin deklamiren und Probe halten könne.

Die Hoffnung, debutiren zu dürfen, hielt Georgine aufrecht. Duchenu übernahm es, die Unterhandlungen einzuleiten, und gab während dessen seiner Geliebten Deklamations-Unterricht, in der festen Ueberzeugung, daß diese, wenn er sie heranbilde, Glück machen werde.

Als Duchenu's Schülerin hatte sich Georgine angewöhnt, ihm zu gehorchen, und dieses Frauenzimmer, welches sich nie für Wohlthaten dankbar und anhänglich gezeigt hatte, ward die Sklavin eines barschen, rohen Mannes, der an ihrem Ruin arbeitete und sich zuweilen erlaubte, sie zu schlagen, wenn er in den Stunden nicht mit ihr zufrieden war.

Zuweilen weinte Georgine und wollte sich Duchenu widersehen; aber dann blickte sie dieser mit so fürchterlichen Augen an und handhabte seinen ungeheuren Knotenstock mit solcher Wuth, daß Georgine entsezt gehorchte, während Duchenu stolz auf sein Mittel war, wodurch er die Weiber ganz nach seinem Willen regierte.

Man darf sich nicht wundern, daß Georgine, welche bisher so eigensinnig und launenhaft war, sich nun von einem Gaukler mißhandeln ließ! Denn Lebensüberdruß, Langeweile und Elend schwächen die Organe und stumpfen den Menschen ab. Mancher war ein Held in seinem Glücke, der in einer veränderten Lage die Schwäche eines Kindes zeigte.

Duchenu, welcher der Ansicht war, daß Georginens Mobilien nicht schnell genug verzehrt werde, brachte jeden Tag einen seiner Kameraden zum Mittag- oder

Nachessen mit. Die Mittagessen gingen immer ziemlich vernünftig vorüber, weil die Herren, genöthigt, Abends zu spielen, zur Nüchternheit gezwungen waren. Aber beim Nachessen, wo man keinen Tadel und kein Auspfeifen mehr befürchten mußte, kannte man keine Schranken. Oft brachten die jungen Künstler auch ihr Liebchen mit; Georgine war verpflichtet, die Wirthin zu machen, und wenn sie sich dabei mißmuthig oder ärgerlich benahm, so erinnerte sie eine Ohrfeige oder sonst eine Artigkeit Duchenu's an die schuldige Rücksicht. Arme Georgine, Du konntest mit Georg Dandin ausrufen: „Du hast es gewollt! ...“

Viertes Kapitel.

Der Sturz.

Der Augenblick rückte herbei, wo Georgine debütiren sollte. Duchenu hatte es bei seinem Direktor dahin gebracht, daß sie in einem pantomimischen Dialoge auftreten dürfe, worin er selbst eine bedeutende Rolle spielte, denn er hoffte durch seine Gegenwart den Eifer und den Muth seiner Schülerin zu beleben.

Georgine sehnte sich nach diesem Tage; denn trotz der Fühllosigkeit, worein ihr Gemüth versenkt war, grollte sie doch oft mit sich selbst; ihre Seele empörte sich gegen ihre Lage, und sie nahm sich vor, Duchenu zu verlassen, sobald sie sich durch ihre Erfolge ein Schicksal gesichert habe.

Am Vorabend des Tages, wo unsere Heldin ihren Triumph feiern sollte, lud Herr Duchenu fast alle seine Kameraden zum Abendessen ein. Georgine sollte vor der ganzen Gesellschaft ihre Rolle herdeklamiren und ein festliches Mahl den Abend beschließen.

Der Rest von Georginens Mobilien wurde durch Duchenu verkauft, um die hiezu nöthigen Ausgaben bestreiten zu können. Seine Schülerin widersetzte sich nicht im Mindesten, da sie durch ihr künftiges Glück diese Verluste zu decken hoffte.

Nach dem Theater kamen Alle freudestrahlend zu ihrem theuern Kameraden, den man als erstes Talent und ausgezeichneten Lehrmeister mit einer Begeisterung und Verehrung behandelte, woraus man auf den Appetit der Gäste und das Vergnügen schließen konnte, welches sie empfanden, bei ihm zu Nacht zu speisen. Georgine wurde fetirt, geküßt, geliebkost. Sie hatte rothe Augen, weil Duchenu Morgens nicht mit ihrem Vortrage zufrieden gewesen und dieses eine etwas lebhafte Scene nach sich gezogen hatte; man schrieb dieses übrigens der Mühe zu, womit sie sich angestrengt, die Gesellschaft gut zu empfangen.

Die Damen fragen, ob man zuerst zu Nacht esse; man macht ihnen jedoch begreiflich, daß es besser sei, wenn Georgine vorher deklamire, weil man nachher vielleicht nicht mehr im Stande wäre, sie gehörig zu beurtheilen. Diese Ansicht wird gebilligt und man setzt sich in die große Stube: es sind zwar nicht genug Stühle vorhanden, daß Alle Platz finden könnten, aber die Herren machen den Vorschlag, sie wollen

die Damen auf den Schooß nehmen; diese lassen sich anfangs dagegen auf, fügen sich aber endlich unter der Bedingung darein, daß die Herren sich ruhig verhalten müssen, weil sonst ihre Aufmerksamkeit gestört werde. Man verspricht es, jede Dame wählt den ihr beliebigen Sitz und man schickt sich an, zuzuhören.

Duchenu, welcher seiner Schülerin die Stichworte angeben muß, tritt, in einen gelben Taffet-Vorhang eingehüllt, womit er das Kostüm eines schweizerischen Landmannes nachahmt, aus einem Nebenzimmer heraus; gleich darauf folgt ihm Georgine, welche statt des Dolches eine Lichtscheere an die Seite gesteckt hat, und, um ihren tragischen Zustand anschaulicher zu machen, die Haare aufgelöst um ihre Schultern flattern läßt. Ein Ausruf des Beifalls erschallt bei Georginens Eintritt im Zimmer. „Welcher Gang! welche herrliche Haltung! welche edler Anstand!...“ wiederholten die Damen, sich auf den Knien der Herren schaukelnd.

Unsere Heldin tritt, von diesem Ausdruck der Bewunderung geschmeichelt, mit stolzem Schritte bis in die Mitte des Zimmers, und trägt, ohne inne zu halten, fast ohne Athem zu holen, ihre lange Tirade vor, die einen merkwürdigen Eindruck machen mußte. Duchenu betrachtet, über die Geläufigkeit und das gute Gedächtniß seiner Schülerin entzückt, seine Kameraden mit einer Miene, worin sich ausdrückte: „Bringt ihr auch Eine so weit?“

Die Damen beglückwünschten Duchenu mit Blicken und Geberden. Was die Männer betrifft, so konnte

man ihre Gesichter, wegen den auf ihren Schooßen sitzenden Damen, nicht sehen, noch wissen, womit sie während Georginens Tirade beschäftigt gewesen; sobald aber unsere Heldin geendigt hatte, riefen die Damen mit erstaunlichem Eifer *Dacapo*, und man brachte sie mit Mühe zum Aufstehen, so sehr fanden sie Geschmack an der Deklamation. Endlich wird die gefeierte, bewunderte und beklatschte Georgine im Triumphe in das Speisezimmer geführt, wo der Anblick eines splendiden Abendessens die Gemüther der Anwesenden vollends zu Gunsten der Debutantin stimmte.

Damit alle Gäste Platz finden, hängt Duchenu zwei Thüren aus, die, auf Stühle gelegt, als Bänke dienen. Man denkt nur noch an das Vergnügen und überläßt sich der ausgelassensten Heiterkeit. Man findet die Speisen vorzüglich, die Weine köstlich; die Damen sind hinreißend liebenswürdig. Die von der Deklamationscene erhitzten Männer lassen die Pfropfe springen und stimmen lustige Lieder an. Man lacht, scherzt und singt im Chöre! Alles ist trunken! Man löscht die Lichter aus, wirft die aus den Thüren gemachten Bänke um; Jeder greift in dieser Unordnung nach seiner Nachbarin . . . und dann . . . weiß ich, meiner Treu, nicht, was Alles in der Finsterniß geschah.

Dem schallenden Gelächter, den Seufzern, den erstickten Tönen folgte die Stille des Schlafes; die Sonne hatte bereits einen großen Theil ihrer Bahn zurückgelegt, als die Künstlerversammlung wieder die Augen aufschlug.

Georgine erwachte zuerst: die Erwartung eines großen Ereignisses stört die Ruhe stets. Das wunderliche Gemälde, welches sich ihren Blicken darbot, ließ sie einen Augenblick an ihrem Erwachen zweifeln, aber sie sammelt ihre Gedanken und erinnert sich der Folgen des gestrigen Festmahles. Ohne lange die Gruppen zu betrachten, welche sie umgeben, schüttelt Georgine, überzeugt, daß es spät sein muß, Duchenu am Arme, Duchenu schüttelt seinen Nachbar, und so Einer den Andern, bis Alle auf den Beinen sind. Der Weindunst war verflogen, man merkt, daß es die höchste Zeit ist, in die Probe zu eilen. Man jagt davon und verläßt den Schauplatz des Vergnügens, um sich an den Ort zu begeben, wo Georgine ihren Ruhm ernten soll.

Dieser längst ersehnte und erwünschte Abend ist endlich da. Das Schauspielhaus ist gedrängt voll; denn damals (berücksichtigt wohl, werthe Leser, daß ich von der Vergangenheit spreche) folgten die Pantomimen, Melodramen und Seiltänze auf Molière und Racine, welches zwar nicht gerade heißen soll, man habe den Verstand verloren gehabt, allein doch beweist, daß sich der Franzose auch an dem Schönen und Guten langweilt, weil er sich einmal an Allem langweilt.

Sic transit omnis gloria!

Das Stück beginnt, das Publikum ist ruhig; man erwartet schweigend das Auftreten der Debutantin. Georgine steht hinter den Coulissen, wo sie nach dem Rathe ihres Meisters Duchenu mehrere Gläschen Brantwein

austrinkt, um sich zu ermunthigen, zu begeistern und vor Angst zu schützen.

Endlich muß sie erscheinen. Georgine tritt kühn vor, denn sie denkt in ihrem Innern, daß, wenn man im Opernhause getanzt habe, man auf dem Boulevard ein Wunder sein müsse. Ein Gemurmel läßt sich hören, es scheint, als ob die Debutantin schwanke; man schreibt es übrigens der Furcht des ersten Auftretens zu. Allein Georgine, durch die Hitze, den Brantwein und das Andenken an das große Theater, auf dem sie geglänzt hat, aufgereggt, vergißt ihre Rolle ganz und macht auf der Bühne vor ihrem Liebhaber, der sie mit einer Erklärung empfängt, in der Meinung, sie sei noch im Opernhause, statt ihre lange Tirade zu beginnen, ein Entrechats und eine Pirouette. Der Liebhaber bleibt starr vor Staunen, das Publikum lacht und Duchenu, hinter der Coulisse, schreit wie rasend seiner Schülerin zu: „Nicht so, poß Höllelement! ... die Tirade! ... die Tirade! ...“

Bei diesen energischen Worten kehrt Georginens Gedächtniß zurück; sie tritt bis zu dem Souffleurkasten vor, um ihre Rolle zu deklamiren. Das Publikum, welches bemerkt, daß die Schauspielerin sprechen will, schweigt, um sie zu hören, und der junge Liebhaber nähert sich ihr, da er nun keine Fußtritte mehr zu befürchten hat.

Georgine fängt ziemlich gut an, sie hat einen feurigen Vortrag, und das Publikum, welches einen Scherz gerne verzeiht, vergißt die Entrechats der Prinzessin und scheint ihre Leistung günstig auf-

zunehmen. Aber ein Teufels-Hemistichium (halber Vers), welches unsere Heldin vergessen hatte, ändert die Sache abermals. Georgine weiß in ihrer Ungeduld nicht mehr, was sie spricht, das Publikum will sie nicht länger hören, und man pfeift auf dem Parterre und dem Zuche. Der Kapellmeister, ein kluger Mann, will die Introdution zum Ballet spielen lassen, um das Publikum zu zerstreuen, und der Soufleur schreit der Debutantin aus vollem Halse ihre Rolle zu; allein diese, durch das Pfeifen zur Verweislung gebracht, verliert den Kopf vollends ganz, der Zorn erstickt sie fast, sie will trotz aller Hindernisse ihre Tirade vollenden, und da sie sich kein Gehör verschaffen kann, gibt sie dem Soufleur einen Tritt und spuckt dem Kapellmeister auf die Bioline.

Nun steigt der Tumult auf's Aeußerste; das Haus widerhallt von dem Geschrei, dem Geflatsche, dem Pfeifen und Toben der Zuschauer. Die jungen Männer verhöhnen die Debutantin, und die Abonnenten des Zuche, die nicht wegen des Lachens, sondern der Rührung wegen in's Theater gehen, sind sehr ungehalten und kennen keine Schonung: sie werfen Aepfel, Nusschalen und Bretzelstücke auf die Debutantin hinab, welche, ohne sich um das Gelärme im Saale zu bekümmern, stolz auf der Bühne auf und ab geht.

Duchenu hatte sich indeß, sich seiner Schülerin schämend, aus dem Theater entfernt; da er die leidigen Folgen dieses ersten Auftretens vorausah, lag ihm nichts daran, länger Zeuge dabei zu sein. Kaum ist er fort, so steigt der kühner gewordene Soufleur aus

seinem Kasten hervor, um seinen Fußtritt zu rächen, auch der Kapellmeister begibt sich auf die Bühne, um Genugthuung für den seinem Instrumente ange-
 thanen Schimpf zu fordern. Georgine befindet sich gegenüber von ihren beiden Feinden und der Kampf sollte eben losbrechen, als der Polizei-Offizier in Begleitung einiger Veteranen auf der Scene erscheint. Bei seinem Anblick bekommt Alles eine andere Wendung; der Lärm verstummt, die Kämpfenden halten inne. Der Herr Polizei-Beamte ließ nicht mit sich spassen: er nahm Georgine etwas barsch unter dem Arme, und diese dachte, durch die eben stattgehabten Auftritte eingeschüchtert, an keinen weitem Widerstand mehr. Man nöthigte sie, das Theater zu verlassen. Auf der Straße sah sie einen Wagen, in den sie mit einem der sie begleitenden Soldaten hineinsteigen mußte, und sie ließ sich schreiend fortführen, ohne sich von der Betäubung erholt zu haben, worein sie die Ereignisse des Abends versetzt hatten.

Fünftes Kapitel.

Das Zuchthaus.

Der Wagen rollte schon eine Zeitlang davon, als Georgine, der die frische Luft gut that, wieder völlig zu ihrer Besinnung kam. Einen Theil der Erlebnisse dieses Abends überdenkend, wunderte sie sich am meisten darüber, daß sie sich mit einem Veteranen in einem Wagen befand, und nicht wußte, wo man sie hinführte.

„Wo gehen wir denn hin?“ fragt sie endlich ihren schweigsamen Nachbar. — „Sie können sich's beim Kukuk wohl einbilden.“ — „Nein, wahrhaftig nicht!“ — „Man führt Sie nach Saint-Lazare.“ — „Was ist Saint-Lazare?“ — „Ein Zuchthaus, wo man leichtsinnige Frauenzimmer einsperret.“ — „Wie? man sperret mich ein!“ — „Allerdings.“ — „Habe ich denn leichtsinnige Streiche gemacht?“ — „Wie können Sie noch fragen?“

Georgine beklagte sich über die Ungerechtigkeit der Menschen, da sie nicht begreifen konnte, wie man ein junges Frauenzimmer einsperren mochte, weil es seine Tirade vergessen hatte. Aber ihr Gejammer war überflüssig, denn ihr Begleiter achtete gar nicht darauf. Der Wagen hält, man macht den Kutschenschlag auf und läßt Georgine aussteigen: der Anblick der vom Alter geschwärzten Mauern, der Gitter, Angeln, Schlösser und Schildwachen machte einen äußerst widerlichen Eindruck auf unsere Heldin.

Der Kerkermeister erschien; dieß war ein sechs Fuß hoher Mann mit einem gelblichen Teint, hohlen, falschen Augen, deren dicke rothe Brauen über der Nase zusammenliefen, und dessen ungeheurer Mund sich von einem Ohre zum andern erstreckte. Sein Aeußeres machte Georgine erbeben. Nachdem der Veteran dem Kerkermeister einige Worte in's Ohr geflüstert hatte, befahl dieser unserer Heldin, ihm zu folgen. Sie mußte über lange Gänge und finstere, schmale Treppen schreiten; endlich schloß der Kerkermeister eine Thüre auf, stieß Georgine hinein und

sagte mit rauher Stimme zu ihr: „Hier ist Ihre Stube!“ dann riegelte er wieder hinter ihr zu und überließ sie ihren Betrachtungen.

Beim Eintritt in ihre neue Wohnung warf Georgine einen Blick auf den einzigen Stuhl, welcher sich darin befand. Beim Schließen der Kiegel, die sich hinter ihr schloßen, fühlte sie einen tiefen Schmerz; sie weinte lange und bitterlich, jedoch ohne die mindeste Erleichterung zu empfinden.

Des Weinens müde, suchte sie ihren Muth zu beleben, und betrachtete zu ihrer Zerstreuung ihr Gefängniß: es war ein kleines, schmales Gemach, welches durch ein vergittertes Fenster schwach erleuchtet wurde. Ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl machte das ganze Mobiliar aus. „Ach!“ seufzte Georgine, sich auf ihr trauriges Lager werfend, „hier würde Duchenu, wenn er da wäre, keinen Luxus finden.“

Georgine wurde Morgens um sechs Uhr durch das Geräusch, welches der Kerkermeister bei seinem Eintritt in's Zimmer verursachte, erweckt. Er warf ein schwarzes Brod auf den Tisch und stellte einen Krug daneben.

„Hier ist Ihr Frühstück, Ihr Mittag- und Ihr Nachtessen. Haben Sie bald genug geschlafen?“ — „Was geht das Sie an?“ — „Glauben Sie, man ernähre Sie hier, um müßig zu gehen?“ — „Schöne Nahrung! Ich habe übrigens auch nicht begehrt, bei euch in die Kost zu gehen.“ — „Ich glaube, Sie spassen!“ — „Ich bin nicht im Mindesten dazu aufgelegt.“ — „Wenn die hier eingesperrten Weiber

ihre Pflicht nicht thun, bin ich beauftragt, sie zu züchtigen, und das geschieht mit Nachdruck.“

Georgine schauderte bei der Geberde des fürchterlichen Kerkermeisters zusammen, und wünschte sich fast in Duchenu's Deklamations-Stunden zurück!

„Was muß man denn thun?“ fragte sie in demüthigerem Tone. — „Arbeiten, poß Kufuk! arbeiten von Morgens bis Abends.“ — „Ach Himmel! ich kann nicht arbeiten!“ — „Man wird Sie es lernen. Folgen Sie mir, man wird Ihnen Ihre Aufgabe geben.“

Georgine folgte schweigend ihrem Führer. Der Gedanke, von Morgens bis Abends zu arbeiten, brachte sie zur Verzweiflung. Nachdem sie ihre Kindheit mit Spielen, ihr Mädchenalter mit Spazierengehen und ihre Jugend im Leichtsinne zugebracht hatte, schien es ihr sehr hart, nun zum Arbeiten in einem Gefängniß verurtheilt zu sein.

Man führte sie in einen großen Saal, wo sie zu ihrem Erstaunen eine beträchtliche Zahl beinahe lauter junger, hübscher Weiber traf, welche alle gleich in weite, graue Gewänder gekleidet waren. Georgine wurde nicht müde, diese Weiber zu betrachten, die allen Klassen der Gesellschaft anzugehören schienen, und, dicht neben einander sitzend, emsig und in der tiefsten Stille arbeiteten.

Unsere Heldin wollte mit einer der traurigen Kostgängerinnen zu Saint-Lazare ein Gespräch anknüpfen, als sie von einer im Hintergrunde des Saales sitzenden Frau, welche ihrem strengen Wesen nach

die Aufseherin dieses fürchterlichen Ortes sein mußte, gerufen wurde.

Georgine näherte sich der Vorgesetzten und empfing aus ihren Händen ein grobes wollenes Kleid, wie es die übrigen Eingesperreten trugen. „Was soll ich damit machen?“ fragt unsere Heldin die Alte. — „Ziehen Sie dieses Kleid an und kommen Sie dann wieder in diesen Saal zurück, um an die Arbeit zu gehen, die ich Ihnen auferlegen will.“ — „Ich soll dieses abscheuliche Kleid anziehen?... Pfui davor!... ich wäre ja schändlich häßlich darin!“ — „Gehorchen Sie und schweigen Sie!“ — „Sagen Sie, was Sie wollen, ich ziehe es nicht an.“

Mit diesen Worten wirft Georgine, welche der Anblick ihrer unaufhörlich zur Arbeit gezwungenen unglücklichen Genossinnen außer sich gebracht hat, und die sich in Betreff der Toilette nicht viel gefallen ließ, mit einem Muth, der ihrer ersten leichtsinnigen Streiche würdig ist, das graue Kleid der Vorsteherin in's Gesicht.

Diese, welche nur an demüthige, furchtsame Mienen, an achtungsvolle, gehorsame Worte und an die genaueste Befolgung ihrer Befehle gewöhnt war, war über Georginens Benehmen dermaßen erstaunt, daß sie, fast vor Zorn berstend, mit einem hochgerötheten Gesichte, wie ein Krebs, drei Minuten lautlos dasaß, und die Eingesperreten glaubten, sie ersticke.

Allein die Sprache kehrte ihr zurück, und gleich einem Strome, der alle Hindernisse aus dem Wege

räumt, die seinem Laufe hemmend entgegentreten, suchte sie sich durch Geschrei, Drohungen, Grimassen und ausdrucksvolle Geberden Lust zu schaffen.

Endlich, da der Ausdruck ihrer Worte nicht energisch genug war, wollte die gute Dame zur That schreiten; sie stößt die im Wege stehenden Schemel zurück und eilt mit einem kleinen Stock, von welchem mehrere lederne Riemen auslaufen, auf Georgine zu; mit dieser gefährlichen Geißel regiert sie ihre Heerde. Schon bedroht sie Georgine mit Blicken, Geberden und schlägt, ehe sie sie ganz erreicht hat, rechts und links um sich, was sie trifft.

Um ihrer Feindin auszuweichen, verbirgt sich Georgine hinter die Gefangenen; diese, welche dieser Auftritt belustigt, benützen die im Saale herrschende Unordnung, um, ohne Rücksicht auf die Vorgesetzte, welche ihnen zuruft, nicht vom Platze zu weichen, von ihrer Arbeit aufzustehen. Sie achten nicht mehr auf die sonst gefürchtete Stimme, so verderblich ist das Beispiel! Georginens Widersehung hat die Wirkung hervorgebracht, welche sie dadurch beabsichtigte: in einem Augenblick ist Alles in Verwirrung und Empörung.

Die von der Anstrengung erschöpfte Alte, welche vergebens der Gefangenen nachseht, fällt athemlos vor einer Bank nieder. Dieses hatte die zügellose Bande beabsichtigt; die Weiber stehen alle stille und Georgine, welche ihnen das Beispiel des Muthes gegeben hat, nimmt das Wort und hält folgende Rede an sie, der Alle aufmerksamst zuhören:

„Frauen... oder Jungfrauen! ich bin erst seit gestern Abend hier und habe schon genug. Ihr, die ihr mir schon lange hier zu sein scheint, müßt das Arbeiten müde sein! Außerdem gewöhnt man sich nie daran, geschlagen zu werden, wenn es nicht von seinem Liebhaber geschieht, und trägt in einem Alter, wo man noch gefallen kann, nur mit Widerwillen ein rauhes, wollenes Kleid. Ich setze also voraus, daß ihr den Plan, den ich gefaßt habe, aus diesem Gefängniß zu entinnen, billigt, und es mir nachahmt!“

„Ja, ja!“ schrieen alle Eingesperreten, „das ist unser eifrigster Wunsch! Wie sollen wir es aber angreifen?“

„Hört mich an,“ entgegnete Georgine, „man muß vor allen Dingen diese Megäre am Schreien hindern, denn der Kerkermeister könnte heraufkommen und dieses unsere Pläne vereiteln.“

Georginens Rath wird vernünftig gefunden, man ergreift die vergebens drohende Alte, lacht über ihre Wuth, bietet ihrem Zorne Troß und bindet sie, nachdem man ihr den Mund mit einem Mastuche verstopft hat, an einen Pfeiler des Saales.

Als dieses Geschäft beendigt ist, beobachtet man nach Georginens weiterem Rathe das tiefste Schweigen, damit man die Aufmerksamkeit der Wächter nicht auf sich lenke; dann erwartet man die ferneren Befehle des Anführers der Insurgenten im Saint-Lazare.

„Wir wollen damit anfangen,“ sagt Georgine,

„daß wir uns an der Alten rächen: ich für die Schläge, die sie mir geben wollte, ihr für die, welche ihr von ihr empfangen habt.“

Als bald ergreift Georgine die Geißel, schürzt der Alten den Rock auf, gibt das ehrwürdige Hintertheil den Blicken der Versammlung preis, und prägt dem zweiten Gesichte der Hüterin die Denkzeichen ihrer Rache ein; dann ging die Geißel von Hand zu Hand, denn jede Gefangene hatte eine Rache auszuüben. Nachdem die Alte gehörig durchgepeitscht war, warf Georgine das schreckliche Werkzeug bei Seite und sagte: eine Jede müsse ein Mittel zur Flucht angeben und das beste werde gewählt.

So weit hatte Georgine die Verschwörung gehörig geleitet; aber kaum hatte sie die Frauenzimmer um ihre Meinung befragt, so verstand man, da Alle zugleich sprachen, kein deutliches Wort mehr. Umsonst rief sie Georgine, welche die ihnen bevorstehende Gefahr vor Augen sah, zur Ordnung auf: ihre Stimme verhallte in dem allgemeinen Geschrei, und der fürchterliche Kerkermeister tritt mit drei seiner Schlüsselträger in den Saal.

„Oho! was soll das heißen?“ ruft unser Mann mit einer Stentorstimme aus; alle Verschworenen wenden sich um und bleiben starr vor Entsetzen. Der Anblick des Kerkermeisters macht den Eindruck des Medusenhauptes auf sie. Der Gefangenwärter sieht die Alte in der Ecke des Saales angebunden, deren gestäubter Theil noch unbedeckt ist. „Man treibt, so

viel mir scheint, saubere Dinge hier," sagt er, die Röcke der Alten wieder herunterziehend; „jetzt kommt aber die Reihe an euch!“

„Poß Kukuk!“ schreit Georgine, welche ahnt, daß sie am meisten mißhandelt würde, da sie die Ursache der Empörung war, „sollen wir uns von diesen Schurken peitschen lassen? Vorwärts, Gefährtinnen, wir sind unser zweiunddreißig, sie nur ihrer vier; Muth gefaßt und mir nachgeahmt!“

Mit diesen Worten eilt Georgine zur Thüre, die ganze Bande folgt ihr, von diesen Worten angefeuert, und schwört, sie zu unterstützen. Der Kerkermeister und seine Begleiter wollen die Gefangenen zurückhalten; aber diese Weiber, welche die fürchterlichste Angst mit Muth besetzt hat, fallen mit Faustschlägen über ihre Wächter her, und da sie diesen an Zahl weit überlegen sind, hauen sie dieselben, prügeln sie, treten sie und wälzen sie, bis sie den Sieg gewonnen haben.

„Wir können jetzt in den Hof hinabgehen," sagt Georgine. „Es ist aber noch nicht genug, wir müssen auch aus dem Hause hinaus, und es sind noch viele Leute am Thore durchzuprügeln.“ — „Ungefähr fünfzehn Veteranen," versetzt eines der Frauenzimmer, „die Flinten und Säbel haben.“

„Fünfzehn bewaffnete Männer!" ruft Georgine mit einem Schreckenschrei aus.

„Fünfzehn bewaffnete Männer!" wiederholen alle Gefangenen, und schon malt sich die Furcht auf den vor wenigen Augenblicken noch so muthigen Gesich-

tern! Doch diese Krieger waren Weiber, man muß ihnen solche Schwächen verzeihen.

„Hört! fünfzehn Männer sind zu viel für uns! Jetzt handelt es sich nicht mehr darum, sich durchzuschlagen, sondern auf listige Weise zu entweichen.“

„Bravo!“ schreien alle Verschworenen; „laßt uns List ergreifen, darin sind wir gewandter!“

„Vor allen Dingen,“ sagt Georgine, „laßt uns, so lange wir es noch können, diese vier Schelme anbinden.“

Die Schlüsselträger und der Kerkermeister werden an die Säulen des Saales angebunden; dieses geschieht vermittelst der Leinwand, woran diese Frauenzimmer gearbeitet hatten. Eine der Gefangenen schlägt vor, die Männer durchzupeitschen, aber Georgine wendet ein, daß dieses zu lange dauern würde, und der Vorschlag wird ungeachtet des Genusses, welchen die Ausführung desselben gewähren würde, verworfen.

Georgine bemächtigt sich als Anführer der Schlüssel. Die Frauenzimmer können aber nicht in Masse hinaus, denn die unten Wache stehende Garnison würde sie anhalten; unsere Heldin schlägt ein Mittel vor, welches sie allein aus der Verlegenheit ziehen kann.

„Wir müssen uns,“ sagt sie, „als Schlüsselträger verkleiden, wir ziehen die Kleider dieser Männer an, sie sind weit und stehen uns vorzüglich; an den Kerkermeister dürfen wir nicht denken, der ist zu groß und zu kenntlich, als daß wir es unternehmen könnten, ihn vorzustellen; auch verläßt er das Haus nie, wäh-

rend die Anderen unbeachtet ab und zu gehen.“ —
 „Das ist ganz gut, aber es sind nur drei und wir
 zweiunddreißig, es müssen also neunundzwanzig im
 Gefängnisse bleiben.“ — „Glaubt ihr, ich habe nicht
 auch an diesen Umstand gedacht? Hört: wenn drei
 draußen sind, verbergen sie sich irgendwo in einem
 dunkeln Gange, zwei ziehen dort ihre Männerkleider
 aus und geben sie der dritten, welche sie unter ihre
 Jacke nimmt und in's Gefängniß zurückkehrt; dann
 kleiden sich wieder zwei Andere an, und gehen mit
 der, welche ihnen die Kleider gebracht hat, zurück,
 so macht man fort, bis Niemand mehr da ist.“ —
 „Ja, wenn man aber bemerkt, daß immer nur ein
 Gefängnißwärter zurückkehrt und stets drei hinaus-
 gehen?“ — „Bah! auf diese gibt man nicht Acht!
 Und wenn ihr euch fürchtet, kommt ihr nie aus dem
 Gefängniß hinaus.“

Diese letzten Worte und das Vertrauen, welches
 man in unsere Heldin setzt, heben alle Hindernisse;
 ihr Plan wird von der Mehrzahl gebilligt.

Vor allen Dingen müssen die drei Wächter ent-
 kleidet werden; das ist eine Kleinigkeit für diese Da-
 men, die mit wunderbarem Geschick an's Werk gehen.
 In einem Augenblick sahen die Schlüsselträger, mit
 Ausnahme der Feigenblätter, welche ihnen abgingen,
 aus, wie unser Urvater, als man ihn mit seiner
 Gefährtin aus dem Paradiesgarten hinausjagte.

Georgine hat als Erfinderin des Auskunftsmittels
 das Recht, unter den Ersten hinauszugehen, die An-
 dern lassen das Loos entscheiden, wer sich zuerst ver-

kleiden dürfe; die dazu Erforenen ziehen die Bein-
kleider und die Jacke an und setzen die Mütze tief
über den Kopf. Ihre Kleider geniren sie ein wenig
unter diesem Anzuge, doch geht Alles gut. Nach
beendigter Toilette nimmt Georgine den Schlüssel,
empfiehlt den zurückbleibenden Gefangenen Geduld,
und geht in Begleitung der beiden Andern die Stiege
hinab.

Georgine und ihre beiden Gefährtinnen zittern,
während sie durch den Hof schritten, der nach der
äußern Thüre führte; allein nichts hemmt ihren Weg:
die an ihnen vorübergehenden Soldaten sehen sie nicht
an. Endlich befinden sie sich vor dem Hauptthore;
ihre Angst vermehrt sich bei dem Anblicke einer vor
demselben auf und ab gehenden Schildwache. Geor-
gine weiß nicht, mit welchem Schlüssel sie aufmachen
solle, wenn sie mehrere probirt, erscheint es verdäch-
tig: unsere drei Flüchtlinge sind unentschlossen, ob
sie nicht wieder umkehren sollen, als Georgine mit
dem größten Schlüssel keck auf die Thüre zugeht: der
Zufall ist ihr günstig, die gewaltige Thüre dreht sich
schwer in ihren Angeln. Georgine und ihre Beglei-
terinnen sind im Freien.

„Ach!“ ruft Georgine, aus Leibeskräften davon-
laufend, aus, „endlich haben wir dieses verfluchte
Gefängniß hinter uns! Ich schwöre, daß ich keinen
Fuß mehr in dasselbe setze.“ — „Wer befreit denn
unsere Genossinnen?“ fragt Eine der beiden Andern.
— „Wer? meiner Treu! das ist mir gleichgültig, ich
sicher nicht; ich habe keine Lust, noch einmal meine

Freiheit für die Augen dieser schönen Damen zu wagen!..." — „Ich auch nicht.“ — „Ich auch nicht!“ — „Was uns betrifft, so wollen wir uns trennen, und Jede auf einem besondern Wege davon eilen: auf solche Weise erregen wir den mindesten Verdacht, falls man uns etwa nachsetzen wollte.“

Georginens Rath wird abermals befolgt; die drei Flüchtigen schlagen, ohne sich weiter um die armen Gefangenen zu bekümmern, die sie in Verzweiflung zurücklassen, und deren Vertrauen sie verrathen haben, Jede einen andern Weg ein! Die schöne Gelegenheit, welche sich uns hier bietet, lieber Leser, moralische Betrachtungen über die Undankbarkeit der Menschen anzustellen, wollen wir auf ein anderes Mal verschieben.

Die beiden Frauenzimmer, welche uns ferner nicht mehr interessiren, lassen wir laufen, und begleiten unsere Heldin, deren wunderliches Schicksal uns noch mancherlei Ereignisse verspricht.

Fünftes Kapitel.

Vater Simons Mühle.

Georgine lief und lief, ohne inne zu halten, ohne hinter sich zu blicken und ohne zu wissen wohin. Die Furcht, eingeholt und auf's Neue verhaftet zu werden, verlieh ihr Muth. Endlich überwältigte aber die Müdigkeit die Angst: sie sank erschöpft unter einem Baume nieder und konnte nicht mehr weiter gehen.

Unsere Heldin wirft besorgte Blicke um sich: sie befindet sich mitten auf dem Felde und hat in der Hast des Laufens nicht bemerkt, daß sie die Barrieren überschritten hat. Der Anblick der ländlichen Umgebung beruhigt sie einigermaßen; sie legt sich, in der Hoffnung, so entfernt von der Stadt nicht gefunden zu werden, im Schatten des Laubwerks, welches auf's Neue die Natur zu schmücken begann, auf den Rasen nieder. Ein Stein dient ihr als Kopfkissen; sie findet dieses weit weicher und sanfter als das im Gefängnisse, denn die Freiheit macht aus dem härtesten Lager das wollüstigste Bett.

Georgine genoß einige Stunden der Ruhe, aber bald weckte sie der Hunger; sie mußte den Anforderungen des Magens Genüge leisten; aber wie? die Taschen in den Kleidern des Gefängnißwärters waren leer.

Georgine steht auf, kraßt sich hinter dem Ohre, seufzt und blickt um sich her, allein sie sieht nichts als Felder! Der Gedanke, zu Duchenu zurückzukehren, kommt ihr in den Sinn, aber Duchenu ist in Paris, und es wäre unklug, sich so schnell wieder in die Stadt zu begeben, auch hätte sie die Kraft dazu nicht gehabt.

Georgine faßt sich in dieser Lage kurz; das Nothwendigste ist ihr zu essen, und da sie sich nichts von einem Nußbaume versprechen konnte, dessen Frucht noch nicht einmal in Blüthe stand, setzte sie ihren Weg mit dem festen Entschlusse fort, in die erste beste Hütte einzutreten.

Nach einem viertelstündigen Marsche sieht unsere Heldin eine Mühle.

Poß Kukul! denkt sie, man wird mir auf mein ehrliches Gesicht schon etwas zu essen geben; dann schreitet sie feck auf die Mühle zu.

Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß Georgine immer noch Männerkleider anhat und sich als Junge recht hübsch ausnimmt: ihr unternehmendes Aussehen, ihre lebhaften, geistreichen Augen, ihre tiefsitzende Nase und jene Anmuth, welche nur dem Weibe eigen ist, Alles zusammen verleiht der Physiognomie des kleinen Gefängnißwärters etwas sehr Pikantes.

Ein dicker schneeweißer Alter war vor der Mühle mit dem Aufladen von Mehlsäcken auf einen Wagen beschäftigt. Georgine redet ihn an.

„Sagt, guter Alter, kann man bei Euch Etwas zu essen bekommen!“ — „Ei!“ entgegnet der Müller, erstaunt den Mund aufreißend und mit beiden Händen auf seinen dicken Bauch klopfend, „was ist das für ein komisches Bürschchen?“ — „Bürschchen!“ murmelt Georgine vor sich hin, welche bereits ihre Bekleidung vergessen hatte; allein schnell besonnen hütet sie sich wohl, den Müller eines Bessern zu belehren, da sie seinen Irrthum zu benützen hofft. „Hört, ich frage Euch, ob man Etwas zu essen bei Euch bekomme?“ — „Poß Hagel, das wäre sauber, wenn wir, die wir die Andern nähren, nicht auch zu essen hätten! Ha! ha! ha!...“ — „Wollt Ihr mir zu essen geben?“ — „Zu essen? Hi! hi! hi! Ei! das kleine Bürschchen ist sehr ungenirt! Wohlan, es sei! wir

sind gute Leute; geh' hinein, Du kannst mit uns zu Mittag essen." — „Ah! das heiße ich brav gesprochen.“

Georgine klopft freundschaftlich auf Vater Simons Bauch (so heißt der Müller); dieser fängt wieder seine Ha, ha, ha und Hi, hi, hi! an und ruft mit heiserer Stimme Mariechen. — „Wer ist Mariechen?“ — „Du sollst sehen, wie fett sie ist!“ — „Das ist ohne Zweifel Eure Frau.“ — „Nein, sondern meine Stute.“ — „Wir brauchen sie nicht beim Mittagessen...“ — „Was! mein Mariechen muß auch seine Nahrung haben. He, Mariechen!“ — „Eure Stute wird nicht seit gestern Morgen nüchtern sein.“ — „Das will ich wohl glauben; sie frist täglich sechs Mal! Du wirst Dich wundern, was das für ein schönes Thier ist. He, Mariechen!“

Zum Glück für Georgine, welche es kaum erwarten konnte, bis Mariechen herbeikam, eilte der Müller seiner Stute entgegen; das schöne Thier, das von fern seinen Herrn herbeikommen sah, kehrte sich in dem Augenblicke, als dieser auf dasselbe zulief, um, schlug hintenaus und den Müller auf den Bauch, so daß dieser in's Gras purzelte. Georgine eilt mit der Befürchtung, er möchte verwundet sein, auf ihn zu, aber Vater Simon, der an Mariechens Artigkeit gewöhnt war, stand ohne Weiteres auf, rieb sich den Bauch und lachte noch herzlicher als vorher; nachdem es ihm endlich gelungen war, das boshafte Thier einzufangen, führte er es in den Stall und ging mit Georgine in die Mühle hinauf.

Der Tisch war gedeckt, das Mittagessen fertig.

Zwei Müllerknechte und eine dicke, roth aussehende, herkulisch geformte Hausfrau warteten auf Vater Simons Rückkehr, um die Mahlzeit zu beginnen.

„Sieh, Frau,“ sagt der Müller, in die Stube tretend, „da bringe ich Dir einen kleinen Schelmen zum Mittagessen mit, ha! ha!...“

Die Müllerin betrachtete Georgine, und diese machte einen günstigen Eindruck auf sie. „Er ist, weiß Gott, nicht übel,“ entgegnete sie, dem kleinen jungen Manne zulächelnd, während sie ihn neben sich sitzen ließ und ihm einen großen Teller voll Kohlsuppe heraus schöpfte. „Sag, Mann, wo hast Du ihn denn gefunden?“ — „So eben vor der Hausthüre.“ — „Und wo kommt Ihr her, mein Junge?“ — „Aus den Pyrenäen, Frau Müllerin,“ erwiedert Georgine, sich mit Kohlsuppe vollstopfend, um sich für das lange Hungerleiden zu entschädigen. — „Aus den Pyrenäen?“ versetzt der Müller; „o ho! ist das bei den Wilden?“ — „Noch viel weiter.“ — „Und wo geht Ihr hin?“ — „Nach Paris.“ — „Schau, vielleicht um Euer Murmelthier sehen zu lassen?“ — „Dummkopf,“ schilt die Müllerin, „Du siehst wohl, daß er kein Murmelthier hat.“ — „Um! ich habe ihn nicht durchsucht, ha! ha!...“ — „Ich gehe nach Paris, um dort einen reichen Verwandten aufzusuchen und auch mein Glück zu machen.“ — „Schau! das ist nicht dumm... o! o!“

Das Essen war vorüber. Die Müllerin hatte sich mit Besorgniß ihres Gastes angenommen, dem sie

fortwährend Liebesblicke zuwarf und ihn mit dem Knie stieß; aber Georgine, welche sich ganz dem Vergnügen hingab, ihren Hunger zu stillen, rückte bloß mit dem Stuhle von ihr weg und schaute, ohne an die Folgen zu denken, die ihre Verkleidung haben konnte, auf ihren Teller nieder.

Ungeachtet des geringen Erfolgs, dessen sich ihr Entgegenkommen erfreute, ließ sich die Müllerin doch nicht abschrecken, und da sie das linkische Wesen ihres Nachbarn seiner Unschuld in manchen Sachen zuschrieb, hatte sie nur um so größere Lust, ihren Plan, das kleine Bürschchen klüger zu machen, zu vollführen.

Nach dem Essen erhob sich der Müller mit seinen Knechten vom Tische. „Ei, Frau,“ sagte Vater Simon, „Du weißt, daß ich heute Abend durchaus die Mehlsäcke dem dicken Gevatter Johann bringen muß. Es ist drei Stunden zu ihm; ich will Mariechen einspannen, morgen in aller Frühe bin ich wieder zurück.“ — „Wie, Du kommst heute Abend nicht heim?“ — „Poß Henker, nein; ich werde mich nicht mitten in der Dunkelheit auf den Weg machen, um mir von den Dieben den Hals abschneiden zu lassen. Ich bleibe bei dem dicken Johann über Nacht.“ — „Aber ich fürchte mich, heute Nacht ganz allein im Hause... denn der Mühlenwächter bleibt nur da, und Du nimmst Blasius mit Dir...“ — „Nun, Du darfst nur den kleinen Jungen da behalten; er kann über Dir in der Kammer schlafen. Sage, Kleiner, pressirt Dir's nach Paris?“ — „O mein

Gott, nein," entgegnet Georgine; „ich kann wohl diese Nacht bei Euch bleiben.“ — „Wohlan! dann ist die Sache abgemacht, ha! ha!“

Diese Uebereinkunft gefiel der Müllerin, welche sie zum Voraus in ihrem Kopfe beschlossen hatte, außerordentlich. Vater Simon ging hinunter, um seine Vorbereitungen zu treffen; Georgine folgte ihm, um den Liebkosungen der Müllerin auszuweichen, die an Einem fort zwickt, stößt und ihr auf die Füße tritt. Unsere nun gesättigte Heldin fing nun an zu begreifen, was das Alles zu bedeuten hatte, und befürchtete, die Nacht werde nicht ruhig vorübergehen. Da es aber schon spät war und sie schwerlich sonst wo ein Obdach gefunden hätte, so entschloß sie sich, in der Mühle zu bleiben, und stellte den Ausgang dieses neuen Abenteuers dem Schicksal anheim.

Die Müllerknechte gehen nach Hause, der Wächter in die Mühle, wo er bei dem eintönigen Tik-tak derselben einschläft. Vater Simon spannt Marietchen an seinen Wagen und läßt die Peitsche knallen. Er wäre nun auch fort!

Georgine geht einige Zeit auf dem Felde spazieren und bewundert das Gestirn der Nacht, welches jene bläuliche Helle über die Erde verbreitet, zur Melancholie stimmt und die Einbildungskraft aufregt.

Die Müllerin sucht sie auf. „Ah, da seid Ihr ja, Ihr kleiner Taugenichts; es ist ein Glück, daß ich Euch finde! Wollt Ihr die ganze Nacht an den Himmel hinaufsehen? Wir gehen nicht gerne so spät in's Bett.“ — „Ach, entschuldigt, ich . . .“ — „Nun, man

verzeiht Euch schon, wenn Ihr Euch nachher ordentlich aufführt.“ Bei diesen Worten gibt ihr die Müllerin einen kleinen Backenstreich. — „Teufel! Teufel,“ dachte Georgine, „wie wird das enden.“

Man geht in's Haus zurück. Georgine sieht, daß man neben dem Bette der Müllerin noch eines aufgeschlagen hat.

„Ich glaubte über Euch zu schlafen,“ sagte sie. — „Bist Du ärgerlich, daß Du neben mir schlafen sollst, Schelm?“ entgegnet die Müllerin, indem sie den vermeintlichen Jungen mit Augen anblickt, aus denen ein sehr verführerischer Glanz leuchtet. — „Nein, gewiß nicht, aber . . .“ — „Geh, geh, leg Dich zu Bette, kleiner Unschuldiger.“ — „Teufel! Teufel!“ denkt Georgine wieder, „jetzt wird die Lage peinlich.“

Die Müllerin kleidete sich ohne Umstände in Gegenwart des jungen Bürschchens aus; aber ungeduldig, daß dieser sich nicht rührt, rief sie endlich: „Nun, woran denkt Ihr denn?“ — „Meiner Treu, ich . . .“ — „Was? sagt es doch!“ — „Ich bin so schüchtern; es ist mir unmöglich, mich vor Euch auszukleiden.“ — „Du siehst aber doch, daß ich es auch thue.“ — „Ach! Ihr seyd kecker als ich!“ — „Was, kleiner Schelm! Du siehst eben auch nicht furchtsam aus!“ — „Das ist gleichgültig, ich lege mich nicht zu Bette, wenn Ihr nicht das Licht auslöscht.“ — „Was der Herr da für Taren macht! ist das nicht die verkehrte Welt; wenn aber sonst nichts fehlt, Dich muthig zu machen, so soll es gleich geschehen!“

Damit löscht die Müllerin das Licht aus und Beide sind im Finstern. Das hatte Georgine beabsichtigt. Entschlossen, sich nicht auszukleiden, stellt sie sich, als ob sie sich ausziehe und legt sich sammt den Kleidern zu Bette.

Die Müllerin hatte sich unterdessen auch niedergelegt. Sie war höchst mißvergnügt über ihres Nachbars Schüchternheit und sann auf ein Mittel, ihn kühner zu machen; sie hustete, drehte sich im Bette, und sprach, um ihn munter zu halten; allein Georgine that, als ob sie schlief und sogar schnarchte. Die Müllerin dachte endlich, der Kleine sei vielleicht einiger Ruhe bedürftig und entschloß sich daher, ihn einige Zeit schlafen zu lassen, um ihn, wenn er gehörig ausgeruht habe, wieder aufzuwecken.

Während sich Georgine schlafend stellte, schlief sie in der That ein und die Müllerin, welche entschlossen, die Nacht nicht so vorübergehen zu lassen, sagte zuletzt mit Mahomet: „Da die Berge nicht zu mir kommen, muß ich zu den Bergen gehen.“

Georgine träumte, sie sei wieder eine große Dame geworden, sie habe wieder ein Hôtel, eine Equipage und Diamanten, als man sie heftig aus dem Schlafe rüttelte. Sie erwacht und sieht sich mißmuthig in des Müllers Hause.

„Höre, höre, schläfst Du?“ — „Poß Kukuk, Ihr seht es ja.“ — „Ach! der Schelm schläft an Einem fort.“ — „Was soll ich denn thun?“ — „Ich will es Dich schon lehren, wenn Du es nicht weißt!“

(dabei schüttelt die Müllerin Georgine abermals.) — „Laß mich doch in Ruhe.“ — „Du hast genug geschlafen.“ — „Warum seid Ihr denn aufgestanden?“ — „Um Dich aufzuwecken, närrischer Junge.“ — „Das ist mir ein schöner Spaß; wenn Ihr sonst keinen Grund habt, so könnt Ihr Euch wieder niederlegen.“ — „Ach! ich hatte Flöhe in meinem Bett.“ — „So, Ihr habt Flöhe! was kann ich dafür?“ — „Du mußt mir ein wenig Platz machen.“ — „Nein, nehmt mir nicht übel, das kann nicht sein, das Bett ist zu schmal; Ihr wäret auch genirt.“ — „Laß es doch geschehen, Dummkopf!“

Georgine bemüht sich die Decke festzuhalten, aber die Müllerin ist ein kräftiges Weib: sie reißt sie ihm aus der Hand und legt sich neben den kleinen Burschen, der so weit als möglich von ihr wegrückt; allein Frau Simons Begierde erstreckte sich nicht darauf, neben einer Statue zu schlafen, auch fing der Tag schon an zu grauen, es war keine Zeit mehr zu verlieren. Georgine sollte bereits aus ihren letzten Verschanzungen getrieben werden, als die Müllerin einen Schrei des Erstaunens ausstieß: „Wie, Einfaltspinsel, Du hast Dich in den Kleidern zu Bette gelegt?“ — „Ich bin es so gewöhnt.“ — „Und hast mich doch das Licht ausblasen lassen. Glaubst Du, ich lasse mich für Narren halten?“

Georgine konnte sich über der Müllerin Irrthum und Aergerniß des Lachens nicht erwehren; diese ist wüthend, in ihren Erwartungen getäuscht zu sein. Georgine steht auf, um diesem Kampfe durch ihre

Entfernung aus dem Hause ein Ende zu machen; aber Frau Simon, hiedurch noch erbitterter, hält sie zurück und schwört dem kleinen Schelme, daß er den Schimpf, den er ihr angethan habe, theuer bezahlen werde. Unsere Heldin will ihr entinnen, allein in demselben Augenblick hört man Lärm vor der Thüre: Vater Simon kehrt zurück und die Knechte gehen an ihre Arbeit.

Die Ankunft des Gatten verändert den Plan der Müllerin; sie fängt an, fürchterlich nach Hülfe zu schreien. Georgine begreift erstaunt nicht, was das heißen soll, und der Müller eilt mit seinen Knechten herbei, um sich nach der Ursache dieses Geschreis zu erkundigen.

Frau Simon wird ein zweiter Potiphar und Georgine befindet sich in Josephs Lage, ohne jedoch so tugendhaft zu sein wie er.

„Was gibt es denn, Frau?“ ruft der Müller aus. — „Was es gibt, Mann, was es gibt? So wisse denn, daß dieser Schurke, dieser Tropf, dem wir Gastfreundschaft gewährt haben, Dich zum Hahnrei machen wollte!“ — „O, o! zum Hahnrei?“ — „Ja, Mann! es fehlte nicht viel, so wärst Du es geworden!“ — „Ha, ha!“ — „Schau nur, wie Alles in Unordnung hier ist; weiß Gott, er that ärger als ein Besessener; er hätte beinahe die Mühle in Brand gesteckt! Siehst Du seine Verlegenheit? er wagt es kaum, die Augen aufzuschlagen!“

Georgine stand in der That starr vor Verwunderung da, als sie diese komische Beschuldigung hörte.

Ihr Schweigen schien Vater Simon ein Bekenntniß ihrer Schuld zu sein.

„So, kleiner Taugenichts, Du wolltest mir Hörner aufsetzen? Da bist Du irre gegangen! Auf mein Weib kann ich mich in diesem Punkte so sicher verlassen als auf den Schritt Mariechens.“ — „Nun! dann nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht fallt,“ fällt Georgine lachend ein. — „Ich glaube, der Schuft lacht noch,“ sagt die Müllerin, „haut ihn recht durch!“ — „Geduldet euch einen Augenblick!“ schreit Georgine, als sie die Landleute im Begriff sieht, dieser Aufforderung Folge zu leisten; „überzeugt euch vorher, ob ich im Stande bin, eine solche That zu begehen.“ Mit diesen Worten wirft sie ihre Mütze bei Seite und zieht ihre Jacke und Hose aus. Nun sehen die Müllersleute unsere Heldin in ihrem allerdings etwas zerkrampften weiblichen Kostüm, und können nicht mehr an dem Geschlechte der beherbergten Person zweifeln.

„Ihr seht,“ sagt Georgine, „daß ich ein Weib bin. Was Euch betrifft, Frau Müllerin, so sucht Euch ein ander Mal einen Curer würdigern Gegenstand für Eure Liebe, und laßt Euch nicht mehr durch den Schein verführen; und Ihr, Vater Simon, bestiegt Mariechen nicht mehr, wenn Ihr ihres Schrittes nicht gewisser und sicherer seid als der Treue Curer Frau!“

Georgine verließ die Mühle, ohne daß sie Jemand daran hinderte, und kümmerte sich weder um den über

das Geschehene höchst erstaunten Müller, noch um die über ihre plumpe Täuschung verblüffte Müllerin.

Siebentes Kapitel.

Neues Mißgeschick.

So wäre denn Georgine wieder auf's Neue im Freien, diesmal übrigens in der ihrem Geschlechte gehörigen Kleidung; die männliche wäre ihr fast gefährlich geworden.

Aber die Lage unserer Heldin war um nichts glänzender als Tags zuvor. Allein, ohne Geld, ohne Hülfquellen, mitten in einer ihr fremden Gegend, entschloß sie sich, den ersten besten Landmann, den sie begegnete, nach dem Wege zu fragen.

„Sagt mir, Freund, wo bin ich?“ — „Poß Taufend, dicht bei Montmartre, seht, dort liegt es ja!“ — „Und wo geht es nach Paris?“ — „Durch das Dorf durch und dann immer abwärts.“

Georgine war sehr erfreut, daß sie sich nicht weiter von Paris entfernt hatte, denn im Augenblick wußte sie sich nicht anders zu helfen, als Duchenu wieder aufzusuchen; sie schlug also den Weg nach dem Dorfe Montmartre ein.

Dort angekommen, sah sich Georgine genöthigt, auf einer steinernen Bank auszuruhen. Unsere Heldin glich nicht jenen außerordentlichen Frauen, welche Tage lang in Wäldern und Nächte hindurch in unterirdischen Höhlen zubringen, ohne ein Bedürfniß zu

fühlen; sie war ein ganz gewöhnliches irdisches Weib, welches empfand, daß es seit dem Vorabend nichts gegessen hatte und Vater Simons Kohlsuppe seinen Magen nicht mehr anfülle. Was sollte sie thun? Das ist eine Frage, welche man in peinlicher Lage stets an sich stellt, und worauf man sich oft nichts zu erwiedern weiß!

Sollte sie abermals die Gastfreundschaft ansprechen? Nein, die Bewohner von Montmartre haben nichts Freundliches, Zutrauen Erweckendes in ihrem Betragen, nichts, welches uns an die tugendhaften Patriarchen der guten alten Zeit erinnert, wo sich gerade der ärmste Reisende der freundlichsten Aufnahme zu erfreuen hatte. Sie mußte also weiter nach Paris gehen.

Georgine setzt traurig ihren Weg wieder fort. Sie geht an einem kleinen weißen Hause vorbei, in welchem sich ein Greis mit Kaffeebrennen beschäftigt. Sie seufzt, der Alte hebt den Kopf in die Höhe; ohne Zweifel malten sich in Georginens Zügen die Empfindungen ihrer Seele ab, denn der gute Greis ging von seinem Kaffee weg und forderte sie auf, bei ihm einzutreten.

„Sie scheinen mir sehr müde, mein Kind,“ sagte er, sie bei der Hand nehmend. — „Allerdings, mein Herr.“ — „Wohlan! kommen Sie herein und ruhen Sie einige Augenblicke hier aus, ich bin der ehemalige Amtschreiber dieses Dorfes; Sie müssen mir vor den übrigen Bewohnern den Vorzug geben.“

Georgine gibt keine Antwort; der Titel Amts-

schreiber hat so viele Erinnerungen in ihrem Gedächtnisse erweckt! Der Greis hält ihr Schweigen für ein Zeichen der Zustimmung; er nöthigt sie, herein zu kommen und ist, als er die betrübtete Miene unserer Heldin näher betrachtet, nur um so eifriger bemüht, ihr gefällig zu sein.

„Sie müssen mit mir frühstücken, mein Kind; machen Sie keine Umstände, man schlägt einem Manne meines Alters nichts ab!“

Georgine lächelt; der Alte ruft seine Magd herbei, und während die gute Dienerin das Frühstück bereitet, unterhält er sich mit der Wanderin. Herzengüte leuchtet aus seinen Worten; er gibt Georginen sanfte, tugendhafte Rathschläge, und diese durchdringt, erstaunt über das, was sie hört, ein Gefühl der Achtung, welches sie bis dahin nicht gekannt hatte; allein Elend und Unglück ändern den Menschen sehr.

Ein einfaches, aber gehöriges Frühstück wird aufgetragen. Der Greis läßt Georginen neben sich Platz nehmen und richtet während des Frühstückes einige Fragen an sie. „Wo gehen Sie so allein hin, mein Kind?“ — „Nach Paris, mein Herr.“ — „Nach Paris! dort werden Sie wahrscheinlich Verwandte oder Freunde auffuchen?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Nehmen Sie sich in Acht, mein Kind, Paris ist für junge Mädchen eine sehr gefährliche Stadt: Alles ist blendend dort und scheint von Vergnügen und Heiterkeit zu strahlen! Es ist jedoch nur ein trügerischer Glanz, der die Vernunft gefangen nimmt! Nehmen Sie sich wohl in Acht.“

Georgine hatte bereits nichts mehr zu fürchten. Paris war ihrer Unschuld nicht mehr gefährlich. Des-
senungeachtet hörte sie den Worten ihres Wirthes
aufmerksam zu, stand dann auf und verabschiedete
sich von ihm. Der Greis begleitete sie das ganze
Dorf hinab und bat sie, seinen Rathschlägen zu fol-
gen. Georgine dankte ihm und entfernte sich, den
Kopf voll der heilsamen Worte, die sie eben gehört
hatte; aber in Paris beschäftigten sie ganz andere
Gedanken: sie mußte Duchenu auffuchen. Als sie an
dem früher von ihm bewohnten Logis vorbeiging,
dachte sie, er könne vielleicht wieder in dasselbe zu-
rückgezogen sein, weil er alle Möbeln, die sie in der
Mühlenstraße gehabt, verkauft hatte; sie entschloß sich
also, in's fünfte Stockwerk hinauf zu gehen.

Vor der Thüre hörte sie Geräusch in des Künst-
lers Zimmer. „Gut,“ denkt sie, „ich habe mich nicht
getäuscht.“ Sie klopft an, Duchenu macht auf und
bleibt bei ihrem Anblicke verblüfft stehen.

„Wie! Du bist es, Georgine?“ — „Ich selbst,
wundert es Dich?“ — „Beim Kukuk! ich glaubte, Du
seiest im Zuchthaus! Was machst Du da?“ — „Ich
komme, um wieder mit Dir zu leben, bis sich mir erst
ein anderes Auskunftsmittel zeigt.“ — „Du mit mir
leben!... Du hältst mich also für einen Esel!“ —
„Warum denn?“ — „Ha! warum... Hast Du denn
die schöne Scene, die Du auf dem Theater gespielt,
wo ich Dein Auftreten auswirkte, den Schimpf, der
dadurch, auf mich fiel, den Hohn meiner Kameraden
und die Schmähungen des Publikums gegen mich

vergessen?... Ach! wenn ich Dich in den ersten Augenblicken meiner Wuth bei der Hand gehabt hätte, würdest Du eine schlimme Viertelstunde erlebt haben!... Aber jetzt, glaub' mir, Kleine, jetzt mach', daß Du weiter kommst, oder das Donnerwetter bricht los!" — „Ach! ein solcher Empfang wird mir von Dir zu Theil! Glaubst Du, daß ich, nachdem ich sechs Monate für Deine Kost und Deine Wohnung gesorgt habe, mich so fortschicken lasse!... Nein, ich bin nicht mehr so einfältig wie früher, ich bleibe, auch wenn Du es nicht haben willst.“ — „So, Du bleibst!“ — „Allerdings, ich muß wohl, denn ich habe kein Geld und bin hungrig.“ — „Wie! Du hast kein Geld, und bist unverschämt genug, so zu mir zu kommen?... Geh', scher' Dich zum Teufel und spiele nicht die Trohige, oder ich jage Dich mit dem Besen die Stiege hinunter.“

Georgine will sich wieder setzen; Duchenu greift nach dem Besen und befiehlt ihr noch einmal, sich zu entfernen. Sie hatte nicht so viel Muth, als sie vorgegeben, auch wußte sie, daß sie im Kampfe mit Duchenu unterliegen würde. Es bleibt ihr also keine Wahl: sie muß gehen; aus Wuth wirft sie aber Alles, was ihr in die Hände kommt, zusammen. Duchenu treibt sie empört nach der Thüre, jagt sie hastig die Stiege hinunter und läßt sie auf der Straße stehen.

So befand sich nun Georgine auf dem Pflaster. Von ihrem letzten Liebhaber, von einem Manne, den sie ein Jahr früher nicht angesehen hätte, mißhandelt und verlassen, lief sie rath- und hülflos mit gepreßtem,

von Kummer und Schmerz durchwühltem Herzen, genöthigt, den letzten Schimpf, welchen sie erlitten und wofür sie sich nicht rächen konnte, schweigend zu ertragen, in der großen Stadt umher.

In ihre Betrachtungen versunken, gewahrte sie kaum, daß es Abend wurde. Es war sieben Uhr, die Stunde, wo die Müßiggänger der Hauptstadt ihre Toilette, ihre Gleichgültigkeit und oft ihre Langeweile auf der Promenade zur Schau tragen.

Der Rentier, welcher sich auf wohlfeile Weise Vergnügen zu verschaffen sucht, hat sich bereits auf eine steinerne Bank gesetzt, wo er alle Vorübergehenden mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet. Dort macht die Krämerin der Straße Saint-Denis, während ihr Gatte noch in Comptoir beschäftigt ist, ihren Spaziergang mit einem Commis aus der Quincampoix-Straße; dort auch die Gemahlin des reichen Emporkömmlings, welche, ganz erstaunt über ihren Reichthum, der schönen Welt alle Abende ihre Caschemirs und ihre Diamanten zeigt; ihr dicker Mann reicht ihr den Arm, er ist stolz darauf, eine modern gekleidete Frau zu haben, und diese hadert auf dem ganzen Weg wegen seines dicken Bauches, der ihn an der Leichtigkeit der Bewegungen hindert, und seiner rothen Nase mit ihm, die ihm ein gemeines Aussehen macht. In einiger Entfernung kommt die kleine Putzmacherin mit eifriger Miene, als ob sie Geschäfte zu besorgen hätte; sie geht sehr schnell vorüber und kehrt sich nicht um, gibt aber doch Acht, ob man ihr nachläuft und läßt dann ihren Handschuß oder ihr

Nastuch fallen, um dem jungen, gefälligen Manne Gelegenheit zu geben, ein Gespräch anzuknüpfen. Was gibt es doch auf der andern Seite zu begaffen? Ein Herr mit einem Stocke in der Hand geht vorüber, der durch ein Loch desselben sein Nastuch durchgezogen hat. Die Kleidung dieses Individuums paßt vollkommen zu seiner geistreichen Erfindung. Die Menge folgt diesem Stutzer (dessen Skizze morgen in Martinets Laden zu sehen ist), mit außerordentlichem Vergnügen.

Georgine hebt, von der Masse der Vorbeigehenden hin und her gedrängt und gestoßen, die Augen in die Höhe und sieht, daß sie sich mitten in den elysäischen Feldern befindet. Aergerlich, sich in einer Kleidung, welche nichts weniger als elegant ist, an einem so viel besuchten Orte zu sehen, seufzt sie bei der Erinnerung an eine Zeit, wo ihre Pracht und ihr Anzug Aller Blicke auf sich zogen. Beschämt will Georgine diesen Spaziergang verlassen, der ihre Schmerzen auf's Neue erweckt. Sie schickt sich an, über die Chaussée hinüberzugehen, aber in demselben Augenblicke fährt ein von feurigen Rennern gezogener Wagen vorbei und nöthigt sie, stille zu stehen; neugierig schaut sie nach den in der Kalesche sitzenden Personen: eine prächtig gekleidete und mit Diamanten geschmückte Dame befindet sich neben einem nicht minder eleganten Herrn, der sich äußerst bemüht, ihr wohlgefällig zu sein, in dem Hintergrunde des Gefährtes. Beide werfen kaum einige verächtliche Blicke auf die sie bewundernde Menge. Allein, welche

Ueberraschung! Georgine erkennt die beiden stolzen Leute: diese so glänzende Frau, welche den Kopf so anmuthig hin und her wiegt, ist Rosa! Der elegante Herr, der an ihrer Seite sitzt: Lafleur! Ja, sie sind es! Georgine hat sich nicht getäuscht.

Da Georgine dem Wunsche, sie noch einmal zu sehen und zu sprechen, nicht widerstehen kann, eilt sie der hastig davon rollenden Chaise nach, aber die Pferde rasen mit Windesschnelle voraus, sie wird sie nicht einholen können... doch zu gleicher Zeit reitet von der entgegengesetzten Seite ein junger Herr an dem Wagen vorbei und hält diesen einen Augenblick auf. Der Reiter fängt ein Gespräch mit dem ehemaligen Dienstboten an; Georgine sieht sich dadurch in den Stand gesetzt, das Gefährt zu erreichen; sie nähert sich dem Kutschenschlag.

„Ich täusche mich nicht, Rosa, Sie sind es!... und Sie, Lafleur!... wie sehr freut es mich, euch zu begegnen!“ — „Was will dieses Weib? Was schwätzt dieses Weib?... Geht, geht Eures Weges, wir können Euch nichts geben!“ schreit der elegante Herr mit befehlendem Tone. — „Wie, Lafleur! Sie kennen mich nicht mehr!... Ich bin Georgine, ich bin Frau von Rosambeau.“ — „Diese Unglückliche ist wahnsinnig,“ versetzt die Dame mit dem Brillantenschmuck, „was will sie mit Rosa und Lafleur?“ — „Wie, Glende, nachdem Du mir meine Diamanten gestohlen hast, thust Du, als ob Du mich nicht kennest?“ — „Jage doch diese Bettlerin weg, Jasmin,“ ruft der elegante Herr, der bei dem Worte stehlen blaß geworden und

zu zittern anfängt, seinem Kutscher barsch zu, während sich die Dame vor Zorn in ihrem Wagen bäumt.

Der Lakai heißt Georgine sich entfernen, aber diese will sich, vor Wuth und Entrüstung außer sich, an den Kutschenschlag anklammern, und bedeckt unsere beiden Zieraffen mit Schmähworten. Allein der Herr, den dieser Auftritt durchaus nicht belustigt und der unangenehme Folgen befürchtet, macht demselben schnell ein Ende, indem er dem Kutscher befiehlt, die Pferde zu peitschen. Dieser gehorcht: die Chaise fährt mit Blitzesschnelle davon, und Georgine, die sich an dem Schlage hielt, wird durch den Stoß umgeworfen und fällt auf das Pflaster nieder.

Vorübergehende nähern sich ihr und sind ihr beim Aufstehen behülflich; sie kommt mit einigen Quetschungen davon, und man rathet ihr, sie soll den Herrn verklagen. „Da sieht man wieder,“ ruft ein altes Weib aus, „wie diese Vornehmen arme Leute zu Boden werfen!“ Georgine sucht sich dem öffentlichen Mitleide zu entziehen, und obgleich ihr der Fall heftige Schmerzen verursacht, rafft sie doch ihren Muth zusammen und verläßt die elysäischen Felder.

Achtes Kapitel.

Dahin führt es.

Die Nacht ist hereingebrochen. Georgine läuft, ohne zu wissen, wo sie ist, noch wohin sie will, in den Straßen von Paris umher.

Allerlei Betrachtungen, Bedauern und Gewissensbisse erschüttern das Gemüth dieses Weibes, welches

in seinen bessern Tagen weder denken noch fühlen wollte.

Ihre Lebensgeschichte stellt sich unwillkürlich vor ihr Gedächtniß: sie sieht ein, daß sie Eitelkeit, Vergnügungssucht und Leichtfinn in die beklagenswerthe Lage gebracht haben, worin sie sich nun befindet; sie denkt an ihren Oheim, an Karl und an ihre Wohlthäter, die guten Pächtersleute, welche so viel für sie gethan haben! Das Unglück hat das Eigenthümliche, daß es unser Gedächtniß erweckt, während man es im Glück oft ganz verliert.

Georgine erinnert sich auch, daß sie Mutter ist; zum ersten Male regt sich der Wunsch in ihr, ihr Kind zu sehen. Schon lange hat sie den Landleuten, die ihren Sohn in der Pflege haben, kein Geld mehr geschickt; vielleicht nehmen sich diese des Kindes nicht mehr an... vielleicht erziehen sie aber auch, gefühlvoller als seine Mutter, den kleinen, von seinen Eltern verlassenen Jungen unentgeltlich!

Mit solchen Gedanken schreitet Georgine betrübt durch diese Stadt, die sie vor Kurzem noch so im Glanze gesehen. Niemand, den sie begegnete, würde geahnt haben, daß dieses Weib, dessen Aeußeres und dessen Züge Elend und Entbehrung andeuteten, dieselbe sei, welche vor wenig Monden noch die ganze Hauptstadt von sich und ihren tollen Streichen reden gemacht hat.

In ihrer gegenwärtigen Dürftigkeit trat die Erinnerung an den Pacht Hof lebendig vor Georginens Seele. Das den Bewohnern zugestößene Unglück war

ihr unbekannt; Karl hatte es für überflüssig gehalten, sie davon zu unterrichten. In ihrer Unschlüssigkeit möchte sie Therese wieder sehen, sich ihr zu Füßen werfen, ihr all ihre Fehltritte gestehen und sie um Verzeihung anflehen, allein eine falsche Scham, ein Ueberbleibsel von thörichtem Stolze, verhindert sie an der Ausführung dieses lobenswerthen Vorsazes; sie will sich in ihrem jetzigen Zustande nicht vor einer Frau zeigen, deren Unglück sie herbeigeführt hat. Würde Therese an ihre aufrichtige Reue glauben? Wer Einen zwei Mal hintergeht, kann es tausend Mal thun! Das erste Vergehen geschieht oft aus Unerfahrenheit, aber wiederholte Fehler beweisen, daß die Sünde Reiz für uns hat.

Georgine verwirft daher den Gedanken, zu Therese zurückzukehren. Indes muß sie sich doch zu Etwas entschließen! An einer Ecke sitzend, erhebt sie ihre Augen und blickt wehmüthig um sich her: sie sieht mehrere jener verlorenen Frauenzimmer an sich vorüber gehen, wovon es in Paris wimmelt; die eine sang, die andere tanzte. Alle überließen sich der rohesten Ausgelassenheit und nahen sich lieblosend den Männern, welche des Weges herkamen. Der Gedanke, sich zu diesen abscheulichen Geschöpfen zu gesellen, erwacht in dem niedergedrückten Geiste Georginens, es zeigt sich ihr kein anderes Mittel, ihr Leben zu fristen. „Es ist zu spät,“ denkt sie in ihrem Sinne, „zur Tugend zurückzukehren; die Reue wäre überflüssig, ich will diese ersten Gewissensbisse erstickten und mich meinem Schicksale preisgeben!“

Troß ihres Entschlusses, alles Ehrgefühl zu erstickn und sich ganz der Verworfenheit und dem Laster hinzugeben, fühlt Georgine doch ihr Herz mächtig schlagen; ihre Beine schwanken, sie kann sich kaum mehr aufrecht halten; sie sucht sich übrigens zu überzeugen, daß dieses Zittern eine Folge ihres Hungers und der Entbehrung und nicht ein Rest von Schamgefühl sei. Sie beharrt also dabei.

Allein unbeweglich auf dem Eckstein sitzend, wagt sie es nicht, die vorübergehenden Männer anzureden. Es schlägt auf einer nahen Kirche eilf Uhr. In kurzer Zeit werden die Straßen verlassen sein, und sie ist in Gefahr, auf einem Steine Hungers zu sterben! Ein junger Mann biegt um die Straßenecke, wo Georgine sitzt; sie rafft ihren äußersten Muth zusammen und hält ihn an: der Unbekannte stößt sie zurück und will seines Weges gehen. „Aus Mitleid!“ ruft ihm die Unglückliche nach. Bei dem Tone ihrer Stimme bleibt der junge Mann stehen und betrachtet sie aufmerksam; eine in der Nähe hängende Laterne beleuchtete ihre Züge. Georgine betrachtet den Herrn ebenfalls: „Karl!“ ruft sie aus und sinkt besinnungslos auf den steinernen Sitz nieder.

„Georgine! ... Georgine unter diesen ... ach, Unglückliche!“ seufzt Karl, denn er war es in der That. Dann zieht er, von Mitleid bewegt, die Börse, legt sie auf Georginens Schooß und entfernt sich mit großen Schritten von einem Weibe, dessen Anblick ihm das Herz zerreißt.

Neuntes Kapitel.

Nothwendige Aufklärungen.

Wir hatten Karl und die Bewohner des Schlosses Merville seit einiger Zeit vergessen, aber der Leser wird wahrscheinlich zum Voraus errathen haben, daß für Karl nur ein kurzer Aufenthalt bei seiner Familie nöthig war, um in seinem Herzen jene süßen und zarten Gefühle zu erwecken, welche ihm die reizende Alexandrine einzulösen wußte.

Karl empfand für seine neue Freundin eine vielleicht weniger heftige Leidenschaft, als er für Georgine gefühlt hatte, aber er genoß in Alexandrinen's Nähe ein reineres Glück und innigere Freuden; dieses Gefühl sollte auch von längerer Dauer sein als das frühere, denn die flammendsten Feuer erlöschen oft am frühesten.

Alexandrine erwiderte die Empfindungen, welche sie erregte. Unschuldig und naiv, unbekannt mit der Kunst, die Gefühle ihres Herzens zu verbergen, scheute sie sich nicht, ihrem Liebhaber zu gestehen, daß sie seine Neigung theile.

Karl hatte seine Mutter bereits gebeten, ihn mit seiner Freundin auf immer zu verbinden, aber Frau von Merville fürchtete, daß ihr leicht zu entflammender Sohn vielleicht nur eine vorübergehende Leidenschaft für Alexandrine empfinde, daher wollte sie erst einige Monate verstreichen lassen, ehe sie der Vereinigung der beiden jungen Leute das Wort rede.

Der von ihr festgesetzte Zeitraum nahte seinem

Ende, als ein unvorhergehendes Ereigniß das Glück der beiden Liebenden noch weiter hinausshob: Herr von Saint-Ursain wurde gefährlich krank, und die ganz ihren kindlichen Pflichten lebende Alexandrine war somit gezwungen, ihre reizenden Hoffnungen und Aussichten für die nächste Zeit aus den Augen zu setzen.

Während Karl einen Unfall verfluchte, der sein Glück verzögerte und traurige Folgen nach sich ziehen konnte, bewunderte er zugleich die Tugenden seiner Freundin; wie interessant schien sie ihm, da er oft Zeuge ihrer unermüdblichen Sorgfalt für ihren Vater war, wenn sie, an dessen Bette sitzend, aufmerksam auf alle Bewegungen des Kranken achtend, jedem Wunsche desselben zuvorzukommen suchte, und er ihre unendliche Seelengüte und alle Vorzüge ihres Herzens aus ihrer Handlungsweise hervorleuchten sah! Wenn sich Karl in solchen Augenblicken an Georgine erinnerte, so dachte er sie sich, wie sie jetzt ihre Eitelkeit und ihre Pracht in der Oper zur Schau stellte; fiel dann sein Auge wieder auf das Gemälde, welches sich seinen Blicken darbot, so rief er im Stillen aus: „Ach! welcher Unterschied besteht zwischen diesen beiden gleich jungen und hübschen Mädchen... zwischen Alexandrine, die ihren Vater pflegt, und Georgine, die ein Rendezvous ausmacht!“

Der Sorgfalt seiner Tochter verdankte Herr von Saint-Ursain endlich seine Genesung, und unsere Liebenden ihr Glück.

Als dieser sich wieder ganz hergestellt fühlte, erinnerte er Frau von Merville zuerst daran, daß ihre

Kinder für ihre zärtlichen Bemühungen eine Belohnung verdienten. Frau von Merville hatte keinen Grund mehr, sich zu widersetzen, und Herr von Merville billigte Alles. Der Hochzeitstag der jungen Leute wurde festgesetzt; da aber ein künftiger Gatte seiner Verlobten verschiedene Geschenke machen muß, und man die für die jugendliche Braut bestimmten Gegenstände nur in Paris bekommen konnte, so verlangte Frau von Merville, daß sich ihr Sohn selbst in die Hauptstadt begeben, um die nöthigen Einkäufe zu machen.

Mit der Sendung ihres Sohnes nach Paris verband Frau von Merville noch einen andern Zweck: in der Besorgniß, Georginens Bild möchte noch nicht ganz aus Karls Herz verwischt sein, und dieser, mit Alexandrine vereinigt, dieselbe nicht so glücklich machen, als sie es verdiente, wollte sie ihrem Sohne eine letzte Prüfung auferlegen. Wenn er Georgine nicht mehr liebt, dachte sie, so ist der Aufenthalt von Paris nicht gefährlich für ihn, und er wird auch nur so lange dort bleiben, als es seine Geschäfte erfordern; liebt er sie aber noch, und er vergißt bei ihrem Anblick die reizende, für ihn bestimmte Gattin, so soll er nie die Hand eines Frauenzimmers erhalten, dessen Besiß er nicht verdient.

Karl reiste nach Paris ab, aber nicht mehr mit einem von Sehnsucht pochenden Herzen, dort ein angebetetes Weib zu finden; o! er war geheilt, vollständig geheilt, und Georgine hatte alle Bedeutung für ihn verloren.

Am ersten Abend seiner Ankunft in Paris führte der Zufall, der stets Karls und Georginens Zusammentreffen begünstigt hatte, ihre Begegnung auf der Straße herbei.

Der junge Mann entfernte sich hastig, nachdem er Georginen seine Börse zurückgelassen hatte. Die Lage, worin er sie angetroffen, erschütterte ihn heftig, und wenn er bemerkt hätte, daß sie ohne Besinnung auf den Stein zurückgesunken war, so hätte er sie gewiß nicht so plötzlich verlassen. Aber er schrieb diesen Zustand der Unempfindlichkeit, worein sie verfallen, dem Gefühle der Schande zu, von einem Manne, welchen sie früher verrathen und verachtet hatte, in solcher abscheulichen Lage gesehen worden zu sein. Mit Gewalt das Andenken an ein Weib aus seinem Innern verbannend, welches er sich schämte, geliebt zu haben, mied Karl Alles, was ihn an dasselbe erinnern konnte, und sehnte sich nur um so inniger, Paris bald wieder zu verlassen.

Nachdem er seine Einkäufe gemacht und die ihm aufgetragenen Commissionen besorgt hatte, trat er mit Freuden den Rückweg nach dem Schlosse Mer-ville an, wo ihn Hymen und die Liebe erwarteten.

Zehntes Kapitel.

Besser spät als nie.

Als Georgine wieder zu sich kam, herrschte die tiefste Stille in den verödeten Straßen; die Laternen

warfen bloß noch eine flackernde Helle von sich, Alles schien während der Stunde des Schlummers erlöschen zu wollen.

Unsere Heldin sucht, erstaunt, sich mitten in der Nacht auf einer steinernen Bank zu finden, ihre Gedanken zu sammeln; mit dem deutlicheren Bewußtsein kehren auch ihre Schmerzen zurück; das Begegnen Karls betrübt sie am meisten, sie wendet übrigens den Kopf um und sucht ihn zu sehen.

„Ich bin allein,“ ruft sie aus, „von all' meinen Bekannten verlassen!... selbst Karl flieht mich!... ach! ich Unglückliche! wie sehr habe ich es verdient! in welcher Lage hat er mich getroffen! wie muß er sich schämen, mich geliebt zu haben!“

Es schlägt zwei Uhr auf dem nahen Kirchthurme. Der dumpfe Klang der Glocken, die matte Helle der Laterne, die Ruhe der Nacht, Alles trug zur Vermehrung der entsetzlichen Lage Georginens bei; die schrecklichsten Gedanken stiegen in ihrer Seele auf, das Uebermaß der Leiden brachte sie an den Rand der Verzweiflung.

„Es ist aus,“ sagt sie, „diese Stunde ist die letzte, welche für mich geschlagen hat. Ich will meinem Dasein ein Ende machen: besser todt als ehrlos.“

Sie hebt die Augen gen Himmel, dessen Barmherzigkeit sie anzusehen sucht; dann fallen ihre Blicke auf eine der verglimmenden Nachtlampen. Sie bedenkt, daß man diese sterbende Flamme wieder anzufachen könnte, daß wenn dagegen der Lebensfunken, der die traurige Georgine noch in Bewegung setzt, ein-

mal erloschen sei, ihn nichts mehr wieder anzünden könne.

Sie steht auf, in der Absicht, ihren unheilvollen Plan auszuführen. Bei dieser Bewegung fällt Etwas auf den Boden, welches sie nicht auf ihrem Schooße gefühlt hatte: sie bückt sich und hebt den Gegenstand auf. O Wunder! es ist eine Börse und dazu eine ziemlich schwere Börse... Sie errathet gleich, woher ihr diese unerwartete Hülfe komme: Karl allein ist einer solchen Handlung fähig. Welcher Andere hätte ihr auch in der That eine dem Anscheine nach ziemlich beträchtliche Summe geben sollen? Georgine preist die Vorsehung, ihr Herz lebt wieder auf, sie athmet freier, und der kaum gefaßte fürchterliche Plan ist vergessen! Arme Menschen, wie leicht gebt ihr euch doch der Hoffnung hin!

„Ich darf noch leben,“ denkt Georgine; „diese Summe wird zur Anschaffung meiner dringendsten Bedürfnisse hinreichen, dann will ich arbeiten, die gute Therese aufsuchen und all' meinen Vergehen und sündhaften Neigungen entsagen.“

Georgine bestärkt sich mehr und mehr in dem Entschlusse, ein anderes Betragen anzunehmen, und erwartet auf der steinernen Bank, worauf sie sitzt, den Tag. Sobald das Frühroth graut, macht sie ihre Börse auf und zählt ihren Schatz: sie ist im Besitze von zehn Louisdor und einiger Münze. Früher hätte ihr eine solche Summe nicht zur Befriedigung einer einzigen Laune genügt, jetzt schien sie ihr ungeheuer! Sie zählt das Geld mehrere Male, be-

trachtet es mit Entzücken und sieht in diesen zehn Goldstücken das Ende ihrer Qualen und den Beginn einer glücklichen Zukunft.

Ungeduldig wartet Georgine auf den Augenblick, wo sie ihren Hunger stillen kann. Der frühe Landmann ist schon lange an seinem Geschäft, aber der faule Städter überläßt sich noch dem Schlummer. Endlich macht ein Bäcker seinen Laden auf; Georgine eilt hin, sich einige Nahrung zu kaufen. Nachdem sie diesem ersten Bedürfnisse Genüge geleistet hat, setzt sie, in der Absicht, sich ein kleines Zimmerchen zu miethen, ihren Weg fort.

Georgine befindet sich zufällig in der Mühlenstraße und ist genöthigt, an dem Hause vorbei zu gehen, wo sie zuletzt gewohnt. Da sie sich nur ungern vor denen gezeigt hätte, die Zeugen ihres leichtsinnigen Lebens gewesen, will sie, ohne sich aufzuhalten, vorüber gehen, als ein Weib, welches die Straße vor dem Hause kehrt, sie mehrere Male beim Namen ruft. Georgine kehrt sich um und erkennt ihre Portière.

„Ach der Tausend, Madame, es ist ein Glück, daß ich Sie sehe!“ — „Was wollen Sie von mir?“ — „Ich war bereits in Sorgen, Sie nie wieder zu treffen!“ — „Warum?“ — „Dieses Paris ist so groß, man kann sich lange suchen, ohne sich zu finden!“ — „Sprechen Sie doch.“ — „Mein Gott, es fing uns allmählig an lästig zu werden!“ — „Lästig, was denn?“ — „Wir sind nicht reich und, sehen Sie, ein Kind weiter, wenn man ohnehin schon fünfse hat...“

— „Ein Kind?“ — „Der arme Junge, wir konnten ihn doch nicht auf die Straße setzen! Mein Gott, er ist schon so hübsch und so drollig; wir haben ihn so lieb, als wäre er unser eigen.“ — „Um's Himmels Willen, erklären Sie sich deutlicher, von welchem Kinde sprechen Sie?“ — „Ei, der Kukuk! von dem Ihrigen!“ — „Dem meinigen, wäre es möglich! wo ist mein Sohn?“ — „Bei uns, davon rede ich ja schon zwei Stunden mit Ihnen.“

Georgine gibt ihr weiter kein Gehör, sondern eilt oder vielmehr fliegt in die Wohnung des Portiers. Das Verlangen, ihren Sohn zu sehen, bewegt zum ersten Mal ihr Herz; aber dieß Verlangen ist bereits so heftig wie jede erste Leidenschaft eines Weibes. Sie geht in den Hof hinein: ein kleiner drei- bis vierjähriger Junge spielt an der Treppe; Georgine rennt auf ihn zu, betrachtet ihn, schließt ihn in ihre Arme und bedeckt ihn mit Küffen. „Das ist mein Sohn!“ ruft sie aus. Sie hat sich nicht getäuscht; die Natur trat wieder in ihre Rechte.

„Schau! das ist auffallend, wie schnell Sie ihn erkannt haben,“ sagt die Portière zu Georgine. Das erstaunte Kind läßt sich von seiner Mutter küssen und erwiedert mit seinen kleinen Händchen ihre Liebkosungen. „Das ist Deine Mutter, Paul,“ sagt die Portière zu ihm, „geh, Kleiner, umarme sie! Der arme Junge weiß nicht, was das heißen soll! Meiner Treu, er ist auch noch so jung! mich nannte er ebenfalls Mutter und ich weiß in der That nicht, was ohne uns aus ihm geworden wäre!“

Georgine erröthet und fragt die Portiäre, wie es komme, daß sich ihr Sohn bei ihr befinde.

„Das ist ganz einfach,“ entgegnet diese. „Die Bäuerin, welche Ihr Kind in der Pflege hatte, war geärgert, daß sie ihr kein Geld mehr schickte, und da sie den Kleinen nicht umsonst halten wollte, entschloß sie sich, Ihnen denselben nach Paris zu bringen. Sie kam Tags nach Ihrer Entfernung, und da ich ihr nicht sagen konnte, wo Sie seien, weil ich es selbst nicht wußte, ließ sie mir das Kind, welches ich hoffentlich zur Zufriedenheit verpflegt habe, denn ich liebe die Kinder, zurück, und kehrte allein heim.“

Georgine machte dem Gespräch der Portiäre ein Ende, indem sie ihr einen Louisdor in die Hand drückte; dann bedankte sie sich nochmals, nahm das Kind bei der Hand, und verließ mit diesem das früher von ihr bewohnte Haus.

Georgine war über das neue Gefühl, welches sie empfand, selbst erstaunt: sich ganz dem Vergnügen hingebend, ihren Sohn zu bewundern, vergaß sie bei seinem Anblick ihren Kummer, ihre Fehlritte und ihre Lage. Sie machte es sich zum Vorwurfe, sich so lange die Mutterfreuden entzogen zu haben. Von den eiteln Genüssen der Koketterie geheilt, reinigte sich ihre Seele, indem sie sich den süßen Empfindungen überließ, welche die Nähe ihres Sohnes in ihr erweckte.

Der kleine Paul lief schweigend neben seiner Mutter her. Dieses durch seine anmuthigen Züge und seine sanfte Gemüthsart interessante Kind hatte

nichts von dem plumpen Wesen an sich, welches sich die Kinder oft durch einen allzu langen Aufenthalt auf dem Lande aneignen. Georgine stand, stolz auf ihren Sohn, oft stille, ihn zu bewundern. „Wo gehen wir denn hin, Madame?“ fragt das Kind endlich. — „Ich heiße nicht Madame, mein Liebchen, ich bin Deine Mutter.“ — „Ich habe schon zwei Mütter gehabt!“ — „Diese waren es nicht eigentlich, ich allein bin Deine Mutter. Willst Du mich lieben, Paul?“ — „Wenn Du nicht böse bist, mir zu essen gibst und mich nicht schlägst, wie meine Mutter auf dem Lande!“ — „Wie, sie schlug Dich, armes Kind?“ — „Ja, wenn ich Hunger hatte! sie sagte, man bezahle sie nicht mehr für meine Verköstigung und ich wollte immer essen, deshalb schlug sie mich.“ — „Armer Kleiner, und das ist meine Schuld; ich konnte Dich so lange verlassen! Ja, ich habe alle Leiden verdient, die seither über mich verhängt wurden!“

Georgine fand endlich in einem einsamen Quartier ein kleines Zimmerchen für den monatlichen Preis von zwanzig Franken (weil es mit den nöthigen Geräthen versehen war), welches sie sogleich beziehen konnte. Unsere Heldin quartierte sich mit ihrem Sohne in diesen düstern Winkel ein und empfand, allein mit ihrem Kinde, in einem unbesuchten Quartier, mit Niemand im Verkehr, nur aus dem Hause gehend, um ihre Nahrungsmittel zu holen, keinen Augenblick Langeweile; sie fühlte nicht mehr jene Leere in der Tiefe ihres Herzens, welche sie mitten in die Festlich-

keiten und Vergnügungen verfolgt hatte. Jetzt genügte ihr ihr Sohn: stets bemüht, ihm Unterhaltung zu verschaffen, ihn küssend und ihn betrachtend, wenn er schlief, lebte sie und athmete sie nur für ihn; die Mutterliebe entschädigte sie für Alles.

Aber die Summe, welche Georgine besaß, konnte nicht lange dauern. Sie hatte für ihren Sohn und sich auch einige Kleidungsstücke kaufen müssen. Eines Abends überzählte sie den Rest ihres Vermögens: sie sah ein, daß es ihr bald wieder an Allem mangeln werde. „Ich muß arbeiten,“ denkt sie, „ich muß Beschäftigung suchen; ach! jede Mühe ist mir leicht, wenn ich an meinen Sohn denke.“

Sie legt sich mit dem Vorsatze nieder, schon am folgenden Tage ihren Plan auszuführen, und warf sich vor, nicht früher daran gedacht zu haben. Die Hoffnung, durch ihre Arbeit die Stütze ihres Kindes zu sein, ließ ihr, was sie früher nur mit Schrecken betrachtete, reizend erscheinen.

Sobald es Tag war, ging Georgine in's Haus hinunter und erkundigte sich, ob Niemand Arbeit brauche; allein die Einen hatten bereits ihre gewöhnlichen Leute dazu, die Andern im Augenblicke nichts zu thun oder sie versprochen, an sie zu denken. Im Allgemeinen nahmen sie sie Alle schlecht auf und sprachen in jenem zurückstoßenden, das Unglück demüthigenden Tone mit ihr. Georgine kehrt traurig wieder in ihr Stübchen zurück, erstaunt über die Schwierigkeiten, die sich Einem in Paris entgegen setzen, wenn man sich Andern nützlich machen will!

Ihr Herz wird schwer, Thränen füllen ihre Augen; aber ihr Söhnchen erwartet sie, es lächelt bei ihrem Eintritt, breitet die Arme aus, eilt ihr entgegen... und sie vergißt ihren Gram, indem sie es an ihr Herz drückt.

Am folgenden Tage erneuert sie ihre Schritte, bezweckt aber nichts weiter und erleidet dieselben Demüthigungen. Georgine geht noch betrübter wieder zu ihrem Sohne hinauf. Ein Tag verstreicht um den andern, ihr Geld geht aus, sie hat keine Arbeit und keine Hülfsmittel zur Ernährung ihres Kindes! Unglückliche Mutter! diesen Besitz, welcher dein Glück ausmacht und worein du deine theuersten Hoffnungen setzest, diesen angebeteten Sohn, der dich die süßesten Gefühle kennen gelehrt hat, betrachtest du nur noch mit Bittern: du befürchtest, daß dich bald das Elend dieses armen Kindes berauben werde! Du wendest die Blicke ab, um seine geliebten Züge nicht mehr zu sehen, und duldest seine Liebkosungen nur noch mit innerer Pein.

Während einer Nacht, wo Georgine, welche keinen Augenblick der Ruhe mehr genoß, an dem Bette ihres Sohnes sitzend, den Himmel anflehte, damit er sich ihrer Noth und ihrer Qual erbarme, stieg der Gedanke an Therese in ihrer Seele auf; sie wunderte sich, daß ihr die gute Pächterin, die allein Mitleid mit ihrer Lage fühlen werde, nicht früher eingefallen war.

Georgine entschließt sich, sich der guten Bäuerin zu Füßen zu werfen. Furcht, Ehrgeiz und Scham

treten in den Hintergrund; es handelt sich um die Rettung ihres Sohnes! Wenn sie auch bei dem Gedanken an den Kummer, den ich ihr verursacht habe, mich von sich stößt und mir den Aufenthalt in ihrem Hause verweigert, so wird sie sich doch meines armen Pauls annehmen; sie weiß den Unschuldigen von der Schuldigen zu unterscheiden und wird ihn meinen Leichtsinne nicht entgelten lassen. Ueber das Schicksal meines Sohnes beruhigt, kann ich dann getrost sterben, denn ich weiß, daß mein Kind bei ihr guten, sorgsamem Händen anvertraut ist.

Georgine trifft sogleich ihre Vorbereitungen zur Reise; diese sind bald im Reinen: einige Kleidungsstücke von ihr und ihrem Kinde machen ihre ganze Habseeligkeit aus. An Geld blieb ihr kaum noch so viel, sich einen Tag das Leben zu fristen, und sie muß zu Fuße gehen! „Einerlei,“ sagt unsere Heldin, „ich habe Muth und trage mein Kind, wenn es ermüdet ist. Bondy liegt nicht so fern von Paris: in einem Tage sind wir dort und ich treffe an dem Ziele meiner Reise den Trost für die erduldeten Leiden.“

Sobald ihr Sohn erwacht, kleidet sie ihn schnell an. Der kleine verwunderte Paul fragt seine Mutter, was denn geschehen solle. „Wir gehen auf's Land,“ entgegnet sie ihm, „wo wir hoffentlich glücklicher und heiterer sein werden als hier. Dort kannst Du im Freien herumlaufen und spielen.“ — „Ach, das ist recht, und Du spielst auch, nicht wahr?“ — „Ja, mein Herz!“ — „Dann sind wir nicht mehr den ganzen Tag in eine häßliche Stube eingesperrt?“

— „Nein, lieber Paul.“ — „Und Du weinst nicht mehr, wenn Du mich ansiehst?“ — „Nein, theures Kind, nein! ich werde dann nicht mehr weinen, weil ich über Dein Schicksal beruhigt bin!“

Der kleine Paul ist hoch erfreut, auf's Land zu gehen; er lacht, läuft, scherzt, hüpfst und macht tausend Tollheiten. Georgine gibt sich, durch das Vergnügen ihres Kindes belebt, neuen Hoffnungen hin. Der Gedanke an eine ruhige Existenz auf dem Lande spricht ihre von Freuden und Leiden erschöpfte Phantasie lebhaft an. Dieser Aufenthalt, der ihr einst so langweilig geschienen, diesen Pachthof, den sie zwei Mal geflohen, betrachtet sie jetzt als einen Hafen, wo sie gegen die Stürme des Lebens Schutz finden werde. Arme Georgine, Du weißt nicht, daß dieses ersehnte Asyl nicht mehr existirt.

Man tritt den Weg an. Georgine verläßt mit Vergnügen diese Stadt, den Schauplatz ihrer Verirrungen, in welche sie nie mehr zurückzukehren hofft.

Elftes Kapitel.

Bestrafter Urdank.

Unsere Reisenden sind auf dem Wege; Georgine trägt in der einen Hand das leichte Päckchen, das all ihr Vermögen enthält, und reicht die andere dem kleinen Paul, der auf dem ganzen Wege singt und scherzt. Seine Mutter lächelt, wenn sie ihn betrachtet;

Hoffnung und Muth sind ihre einzigen Begleiter!... Die arme Georgine hat sich seit einiger Zeit sehr verändert: bleich, mager, mit hohlen, erloschenen Augen und farblosen Lippen sieht sie zehn Jahre älter aus, als sie ist, denn Thränen machen gar schnell alt.

Von Zeit zu Zeit ruht Georgine und ihr Sohn unter einem Baume oder an einer Wohnung aus: sie sind nicht gewöhnt, so weit zu gehen. Indessen drängt es sie, noch diesen Abend auf dem Hofe anzukommen. Was würde sonst aus ihnen werden? wo sollten sie die Nacht zubringen?

Georgine faßt ihren Muth zusammen; sie nimmt ihren Sohn auf die Arme, denn das Kind kann nicht mehr gehen, und eilt dann, beladen mit dieser köstlichen Last, dem Ziele zu, wohin sie ihre Wünsche drängen.

Die Nacht lagert sich allmählig auf die Landschaft und sie sind noch nicht in Bondy. Georgine ist erschöpft und fühlt ihre Kräfte weichen: sie lehnt sich an einen Baum und bittet den Himmel um Kraft, um weiter gehen zu können. Der kleine Paul, der seine Mutter sehr traurig sieht, singt nicht mehr und sagt kein Wort.

Ein Bauer geht an ihnen vorüber: mit dem Spaten und der Hacke auf der Schulter kehrt er fröhlich nach seiner Hütte heim. Georgine ruft ihm zu: „Guter Mann, haben wir noch weit nach Bondy?“ — „Nein, mein Kind, höchstens eine halbe Stunde.“ — „Eine halbe Stunde! Werde ich die Kraft haben, dahin zu kommen?“ — „Was machen Sie denn

da?" — „Ich ruhe aus, wie Ihr seht!" — „Sie sehen sehr müde aus?" — „O ja!" — „Und Sie gehen nach Bondy?" — „Wenn meine Kräfte es zugeben!" — „Nun, wir gehen zusammen, ich gehe auch dahin zu... Und dieses Kind?" — „Ist mein Sohn." — „Er ist hübsch... ich will ihn tragen... Und Sie, nehmen Sie meinen andern Arm und stützen Sie sich darauf. O! ich bin stark, kommen Sie!" — „Ihr seid zu gut. Aber ich fürchte..." — „Vorwärts! keine Ziererei!..."

Georgine nimmt mit Vergnügen den Arm des guten Bauern. Dank ihrem Reisegefährten kommt Georgine und ihr Sohn nach Bondy; aber schon seit geraumer Zeit war es Nacht und bis zu dem Pacht- hofe war es noch weit.

„Bleiben Sie hier?" fragt der Bauer Georginen. — „Nein, nicht eigentlich, ich gehe weiter, aber..." — „Halt! es ist spät, wenn Sie nicht sehr eilen, so kommen Sie mit Ihrem Sohne und bleiben Sie in meiner Hütte über Nacht; Sie werden von braven Leuten empfangen und morgen können Sie dann weiter reisen, sobald Sie wollen." — „Ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an, denn ich fühle, daß ich nicht mehr weiter gehen kann." — „Vorwärts, zum Henker, was braucht's da noch lange zu schwätzen; meine Hütte ist gleich hier neben, wir werden im Augenblick dort sein."

Man setzt sich wieder in Bewegung und ist bald an der Wohnung des Meisters Peter. Eine brave Bäuerin und sechs Kinder, die um einen Tisch herum

sigen, erwarteten ungeduldig die Rückkehr des Hausvaters.

Wie man ihn sieht, läuft Alles ihm entgegen und umarmt ihn; alle seine Kinder, von denen das älteste ein hübsches Mädchen von fünfzehn Jahren ist, überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen, während seine Frau ihm seinen großen Lehnstuhl herbeirückt; man sieht Georginen noch nicht, beachtet sie nicht. Hier gehen die Gesetze der Natur Allem vor: der erste Gruß gehört dem, den man liebt, und nicht einem Fremden.

Meister Peter zieht Georginen und ihr Kind selbst herein und stellt sie seiner Familie als arme Reisende vor, die man so gut als möglich bewirthen solle.

Alle Bewohner der Hütte drängen sich nun um Georgine und ihr Kind; die hübsche Louise (so heißt das junge fünfzehnjährige Mädchen) nimmt den kleinen Paul in die Arme, während die Frau Peters seiner Mutter einen Sitz gibt und die andern Kinder das Nachteffen richten.

„Wie glücklich sie sind!“ sagt Georgine leise, dieses Bild betrachtend. „Ach! mögen ihre Kinder sich nie von dieser friedlichen Wohnung trennen!“ — „Sie sehen es,“ sagt Peter; „ich sagte Ihnen, Sie werden gut empfangen werden! außerdem ist es eine Pflicht. Die Unglücklichen werden immer bei mir aufgenommen, nur Schlechte und Undankbare weise ich ab, diese könnten meinerwegen vor meiner Thüre über Nacht bleiben!“

Bei dem Worte: Undankbare! erblaßt Georgine;

ſie fühlt, daß Niemand mehr als ſie dieſen Namen verdient; ſie iſt in Unruhe. Allein die Bauersleute nöthigen ſie, an den Tiſch zu ſißen: ſie verſcheucht die traurigen Gedanken und nimmt mit ihrem Sohne Plaß am Tiſche des Meiſters Peter.

Man iſt fröhlich zu Nacht. Georgine bewundert die Aufmerkſamkeit der Kinder Peters für ihre Eltern; ſie ſuchen in den Augen ihres Vaters zu leſen, kommen ſeinen kleinſten Wünſchen zuvor und finden in der Erfüllung dieſer Pflichten das ſüßeſte Vergnügen.

Wenn der Appetit geſtillt iſt, geht es an's Plaudern. Meiſter Peter ſpricht gerne. Georgine fragt ihn, ob er ſchon lange in der Nähe von Bondy wohne? — „Verzeihung! Ich bin in dieſer Hütte geboren und hoffe auch darin zu ſterben.“ — „Sie kennen demnach alle Bewohner in der Umgegend?“ — „Gewiß; warum?“ — „Sie können mir Nachrichten von den Leuten geben, die eine im Thale gelegene Meierei bewohnten?“ — „O! das iſt der Pachtſhof des armen Johann, ſo wollen Sie doch ſagen?“ (Peter ſeufzt dabei tief.) — „Johanns Pachtſhof, den meine ich!“ — „Wiſſen Sie nicht, daß er geſtorben iſt?“ — „Doch, ich weiß es, aber...“ — „Ohne Zweifel kennen Sie die Urſache ſeines Todes nicht, und nicht alles Unglück, das auf dieſes ſchreckliche Ereigniß gefolgt iſt! Ach, das iſt eine traurige Geſchichte, die ich zu gut kenne, denn der arme Johann war mein Freund, das heißt, ich ſah ihn zuweilen auf dem Felde. Hören Sie zu, ich will Ihnen das erzählen;

meine Kinder kennen die Sache, aber es kann ihnen nichts schaden, wenn sie sie erzählen hören, denn es ist eine Lehre für sie, namentlich für meine Mädchen! Zum Henker! Wenn sie je so sich aufführten, wie jenes... Doch hören Sie zu."

Georgine schaudert und ist bewegt; sie sieht, daß sie die Erzählung des Unglücks hören muß, das sie ihren Wohlthätern bereitet hat. Wirklich erzählt ihr auch Peter die Adoption des kleinen Mädchens, die Art, wie sie auf der Meierei Johannis erzogen wurde, den Andank, mit dem Georgine ihre Wohlthäter bezahlte, und ihren Hochmuth gegenüber von den Bauersleuten.

Meister Peter vergißt nichts: er kennt die Lieb-
schaft Karls, dem er gerne Gerechtigkeit wiederfahren läßt, denn man sah wohl, daß Karl kein Verführer war; aber umgekehrt schont er den jungen Marquis nicht, den ersten Urheber der Fehler Georginens. Der gute Bauersmann weint, als er den Tod Johannis, eine Folge seiner Zärtlichkeit gegen eine Undankbare, erzählt; alle Bewohner der Hütte sind bewegt; Georgine sitzt bleich, unbeweglich, die Augen auf den Boden geheftet, da, und sucht sich zu halten und die Qualen ihrer Seele zu verbergen.

Peter nimmt den Faden seiner Erzählung wieder auf. Als er aber an die zweite Flucht Georginens und den Brand des Pachthofes kommt, unterbricht ihn unsere Heldin, da sie nicht an das glauben kann, was sie hört.

„Wie!“ ruft Georgine, „Lasseur hätte gewagt...“

— „Ja, er hatte das Feuer angezündet, das die Wohnung der Wittve Johannis ergriff; die Brunst machte in kurzer Zeit mächtige Fortschritte! Mitten in der Nacht hatte man keine Hülfe! Alles verbrannte, und Therese war eine Bettlerin durch die geworden, die sie mit Wohlthaten überhäuft hatte.“

„Großer Gott!“ ruft Georgine heftig, „ich habe die Schuld!“ — „Sie,“ ruft Peter, sie mit Schrecken betrachtend. — „Was ist aus Therese geworden?“ fragt Georgine, die in ihrer Verzweiflung die Unruhe nicht beachtet, die sich auf dem Gesichte Peters malt; „was ist aus ihr geworden? Im Namen des Himmels, geben Sie Antwort.“ — „Sie ist nicht mehr! Nachdem sie noch eine Zeitlang in Trauer und Kummer lebte, starb sie, ein Opfer der Undankbarkeit und der schlechten Aufführung derjenigen, die sie an Kindesstatt angenommen hatte!“ — „Unglückliche!“ ruft Georgine aus und stürzt ohnmächtig zusammen.

Die Frau und die Kinder Peters springen ihr eilends hülfreich bei, der kleine Paul weint und ruft laut nach seiner Mutter, Peter allein bleibt bei diesem Bilde unbewegt: seine Stirne ist ernst geworden, seine Augen forschen Georginen aus, es scheint, als suche er sich ihre Züge zurückzurufen, und je mehr er sie betrachtet, um so ernster wird seine Haltung, um so mehr Gleichgültigkeit zeigt er bei den Leiden Georginens. Er entfernt seine Kinder von ihr und scheint zu fürchten, es möchte ihnen Schaden bringen,

dieselbe Luft mit dieser Unglücklichen einzuathmen. Endlich kommt Georgine wieder zu sich: sie schlägt die Augen auf und sieht sich ängstlich um. — „Wer sind Sie?“ fragt Peter sie ernst, indem er zwischen sie und seine Kinder tritt; „wer sind Sie? Antworten Sie!“

Georgine zittert; der Ton Peters versteinert sie. „Ich bin,“ sagte sie halblaut, „eine Unglückliche, die ihre Verirrungen sehr theuer bezahlt hat. Ich bin jene Georgine, deren Fehler Sie so eben erzählt haben.“

„Unglückliche!“ ruft Peter, während seine Familie Georginen schmerzlich betrachtet, „Sie sind jene undankbare Tochter! Sie haben Ihre Wohlthäter umgebracht! Entfernen Sie sich augenblicklich! Ich will keine Frau in meiner Hütte haben, die uns Unglück bringen kann! Alle Familienväter dieses Sprengels haben ihren Kindern verboten, sich Ihnen zu nähern, und die meinigen würden bei Ihnen sich zu Grunde richten. Entfernt Euch, sage ich!...“ — „Habt Mitleid!“ ruft Georgine, in die Kniee sinkend. — „Mitleid mit den Undankbaren? nie!“ — „Sagt mich nicht mitten in der Nacht fort... Soll dieses Kind unter den Fehlritten seiner Mutter leiden?“ — „Euer Sohn ist das Kind des Verbrechens und einer schlechten Aufführung; ich dulde es nicht in meinem Hause. Noch einmal, entfernt Euch, oder ich stehe nicht dafür, daß mich nicht der Unwille übermannt, den Euer Anblick in mir erregt!“

Georgine umarmt die Kniee Peters, badet sie mit ihren Thränen, zeigt ihm ihren Sohn; die Familie

des Arbeiters ist erweicht von dem Anblick der Schmerzen Georginens und sucht den Grimm Peters zu beugen; aber alles Bitten ist vergebens: die Anwesenheit Georginens reizt ihn. Die Unglückliche muß seinen Zorn fliehen und wird mit ihrem Sohne mitten in der Nacht aus der Hütte hinaus gejagt.

Nicht weit von der Hütte weg stürzt Georgine unter einen Baum. Ein Strom von Thränen entstürzt ihren Augen, ihre Seele ist vom Schmerz zerrissen. Ihr Sohn ist unruhig über ihren Kummer, dessen Ursache zu erkennen eine glückliche Unwissenheit ihn hindert, und der kleine Paul umarmt sie, küßt ihre in Thränen gebadeten Wangen und sucht ihre Leiden zu lindern.

„Ach, mein Kind!“ ruft Georgine, „ohne Dich hätte ich längst schon meinem Leben ein Ende gemacht; aber für Dich muß ich die Kraft haben, Alles zu ertragen.“

Sie nimmt das Kind auf ihre Kniee, sucht es vor der Kälte der Nacht zu schützen (denn man war erst im Frühling), indem sie einen Theil ihrer Kleider auszieht. Ein heftiger Frost schüttelt ihre Glieder, aber ihr Kind fühlt die Kälte nicht und sie faßt wieder Muth.

Bereits eine halbe Stunde sitzen die Unglücklichen auf dem Felde: der kleine Paul schlief auf den Knieen seiner Mutter, und diese wachte für ihren Sohn. Plötzlich hört sie näher kommende Schritte... sie erhebt das Haupt... es ist eine Frau, es ist Louise, die älteste Tochter Peters.

„Arme Frau,“ sagt das junge Mädchen, „ich will suchen, Ihnen nützlich zu sein. Mein Vater ist sehr streng; deshalb komme ich auch so verstoßen. Alles schläft, aber ich konnte nicht einschlafen, da ich bedachte, daß Sie mit Ihrem Sohne mitten auf dem Felde sind. Ich bin ganz leise aufgestanden, habe den Schlüssel des kleinen Schoppens genommen, worin wir Stroh und Holz aufbewahren; kommen Sie dahin: Sie sind da wenigstens gegen die Kälte geschützt und können ruhig schlafen.“ — „Liebes Kind, setzt Euch doch nicht aus!... Wenn es Euer Vater wüßte!“ — „Nein, nein, er kann es nicht wissen, wenn Sie morgen mit Tagesanbruch abreisen.“

Georgine folgt dem jungen Mädchen mit ihrem Sohne auf dem Arme. Man kommt an dem Schoppen an, Louise läßt unsere Heldin eintreten, die verspricht, mit Tagesanbruch aufzubrechen, und die junge Bäuerin entfernt sich, zufrieden, eine gute Handlung gethan zu haben.

Georgine, die neben ihrem Sohne auf dem Stroh liegt, sucht vergebens einen Augenblick Ruhe zu finden. Die Unruhe über ihr zukünftiges Schicksal, der Mangel an Allem, an dem sie leidet, die Art, mit der Peter sie behandelte, Alles vereinigt sich, ihre Sinne aufzuregen und hindert sie, der Ermüdung in die Arme zu sinken. Die letzte Hoffnung, die ihr geblieben war, ist dahin: Therese ist nicht mehr!

Georgine bringt die Nacht von Gewissensbissen gefoltert hin. So wie der Tag heraufkommt, weckt sie, eingedenk des Louisen gegebenen Versprechens,

ihr Kind zur Abreise. Der kleine Paul verlangt zu essen von seiner Mutter. Sie wendet das Gesicht ab, um ihre Thränen zu verbergen. „Komm,“ sagt sie, komm, mein Freund, bald, hoffe ich, werde ich...“

Sie hat nicht die Kraft, zu endigen, und das Kind, das seine Blicke auf sie heftet, fühlt seinen Hunger nicht mehr, als es Thränen in den Augen seiner Mutter sieht.

Georgine nimmt ihr Kind am Arm und verläßt den Schoppen, ohne zu wissen, wohin sie gehen soll. Der Anblick der Hütte Peters ruft ihr die Scene vom gestrigen Abend zurück; sie zieht ihren Sohn von dieser Wohnung weg, aber der kleine Paul erinnert sich, gestern Abend hier zu Nacht gegessen zu haben; er hält seine Mutter an und zeigt ihr die Wohnung der Bauersleute. „Mama, warum treten wir nicht hier ein?...“ — „Ach, mein Kind, wir können nicht, man hat uns hinausgejagt!“ — „Hinausgejagt! was haben wir ihnen denn gethan?“ — „Du hast nichts gethan, mein Kind, aber Deine Mutter!...“ — „Du bist doch so gut, Du; das sind häßliche Menschen, uns fortzujagen. Aber halt, wir wollen in dieses andere Haus da unten. Da wird man uns aufnehmen...“ — „Nein, mein Kind, alle Thüren sind uns verschlossen, ich werde nirgends aufgenommen... Schande und Entbehrung sind künftig das Loos Deiner unglücklichen Mutter!...“ — „O! die häßlichen Menschen! Nun, wenn ich einmal groß bin, komme ich wieder und schlage dann Alle, die meine Mutter fortgejagt haben.“

Georgine nimmt ihren Sohn fort von den Hütten und sie lenken ihre Schritte nach dem Thale, das sie in der Ferne sehen. Bald erkennt unsere Heldin die Landschaft, die Stelle, wo die Hütte Johannis stand; jeder Schritt in dem Thale ruft ihr eine Epoche ihres Lebens zurück, sie bedauert jene glückliche Zeit der Jugend, die so schnell entflieht, um nie wieder zu kehren.

An jedem Baume, jedem Strauche bleibt Georgine stehen: da setzte sie die alte Ursula in Bewegung... dort spielte sie mit Cäsar... von dort her begegnete ihr Karl zum ersten Mal... etwas entfernter schwor er ihr, sie ewig anzubeten.

Georgine sucht mit den Augen den Pachtbof, aber vergeblich! Der Pflug des Landmanns hat den Boden durchfurcht, auf dem die Wohnung Johannis stand; doch erkennt sie den Punkt, wo sie gestanden, einige Steine liegen daneben, aber bald wird von diesen Ruinen nichts mehr sein und das Auge in der Bewunderung dieser fruchtbaren Felder keine Spur einer Wohnung mehr entdecken.

Georgine geht ungern weiter; sie lenkt ihre Schritte nach einem Wäldchen, wo ihr Wohltäter ruhen muß. Da sie ihm ihre Reue nicht mehr ausdrücken kann, will sie wenigstens seinem Andenken eine letzte Huldigung darbringen.

Bald bemerkt sie das Grab Johannis: der Ort scheint von den Landleuten geachtet, ja sogar verschönert worden zu sein. Sie läßt die Hand ihres Kindes los und geht mit frommen Gedanken zu der

letzten Ruhestätte ihrer Wohlthäter, denn sie stellt sich vor, Therese ruhe neben ihm im Grabe; wirklich schließt auch Ein Grab Beide ein, und Georgine liest folgende in den Grabstein gehauene Worte:

„Schenket zweien Unglücklichen, die Undankbarkeit
in's Grab stürzte, eine Thräne!“

Georgine fällt auf die Kniee, badet das Grab mit ihren Thränen und sendet heiße Bitten gen Himmel um Vergebung des Uebels, das sie gethan. Nachdem sie diese Pflicht erfüllt hat, fühlt sie ihr Herz erleichtert; sie erhebt sich gefaßter, nimmt ihren Sohn an der Hand und verläßt diesen traurigen Ort nicht ohne noch oft sich umzuwenden, um ihn noch einmal zu sehen.

Unsere Reisenden gingen wieder einige Zeit ihren Weg fort. Georgine überließ sich ihren Erinnerungen und vergaß ihre gegenwärtige Lage; sie wurde wieder daran erinnert, als sie ihre Blicke auf ihren Sohn warf: das Kind, eingeschüchtert durch die Traurigkeit seiner Mutter, wagte nicht, ihr seine Bedürfnisse mitzutheilen. Georgine schloß es in ihre Arme und küßte es. „Liebes Kind,“ sagte sie, „ich habe Dich einen Augenblick vergessen, verzeihe mir! es geschah wegen meiner Wohlthäter! künftig will ich nur für Dich leben. Du hast gewiß Hunger und wagtest nicht, es mir zu sagen!... Komm, mein Freund! bald werden wir ein Frühstück erhalten.“

Bei diesen Worten betrachtet Georgine ihr leichtes Päckchen; es war ihre letzte Hülfquelle. „Wenn ich das verkaufe,“ dachte sie, „so bleibt uns nichts

mehr!... Aber vielleicht erbarmt sich dann der Himmel unser."

Zu Bondy traf Georgine einen Kaufmann, der ihr aus Gefälligkeit für ihre Habseligkeiten sechs Franken gab. Es war dieß der vierte Theil ihres Werths. Sie nahm das Geld und eilte, ihrem Sohne Etwas zu kaufen, um seinen Appetit zu stillen. Während das Kind frühstückte, zählte sie das Wenige, das ihr blieb und war schmerzlich betrübt bei dem Gedanken, daß der Tod Theresens ihr ihre letzte Hoffnung geraubt hatte. Plötzlich kommt die Erinnerung an ihren Oheim ihr in's Gedächtniß; dieser Onkel, den sie einst verließ, ist vielleicht geneigt, ihr zu verzeihen. Mit Begierde ergreift Georgine diese letzte Hoffnung. Früher hätte sie nicht gewagt, zu diesem Verwandten zurückzukehren, der sie als Kind erzogen; jetzt hängt die Existenz ihres Kindes davon ab und sie zaudert nicht; die Hoffnung, in Rambervilliers eine Zufluchtsstätte und Hülfe zu finden, belebt ihren Geist. Aber ein schrecklicher Gedanke schleicht sich zugleich ein: wenn ihr Onkel todt wäre!...

Diese Befürchtung ist zum Verzweifeln und Georgine stößt sie mit Schrecken zurück. „Wenn er nicht mehr ist,“ sagt sie bei sich, „so habe ich wenigstens das letzte Mittel versucht, das mir geblieben ist. Allein der Himmel wird Mitleiden mit meinem Unglück haben und zugeben, daß ich meinen Oheim wiedersehe, daß er mir verzeiht und ich endlich ruhig über das Schicksal meines Sohnes sein kann!“

Aber wie sollten sie mit so wenigem Geld nach

Nambervilliers kommen? „Nun,“ sagt Georgine, „ich werde auf dem Wege das Mitleiden barmherziger Seelen anflehen; ich habe mich sonst nicht gefürchtet, mich an die verächtlichsten Geschöpfe anzuschließen; ach, ich darf nun nicht erröthen, wenn ich für meinen Sohn bettle.“

Als der kleine Paul seine bescheidene Mahlzeit beendigt hatte, nahm ihn seine Mutter auf die Arme und begab sich auf den Weg zu ihrem Onkel, dem Amtschreiber.

Zwölftes Kapitel.

Letzte Reise.

Unsere Heldin und ihr Kind gehen den ganzen Tag und ruhen bloß dann aus, wenn die Kraft, weiter zu gehen, ihnen ganz und gar mangelt. Bei Einbruch der Nacht langen sie an einem kleinen Dorfe an, wo Georgine fragt, wie weit es von da bis Bondy sei? — „Sechs Stunden,“ entgegnete man ihr. — „Wie!“ sagt sie bei sich, „wir sind seit heute Morgen gelaufen und haben nur sechs Stunden gemacht?“

Mit Schrecken berechnete Georgine die Zeit, die sie brauchte, um Nambervilliers zu erreichen. Eine Frau und ein Kind kommen nicht weit zu Fuß! Sie suchte den Augenblick hinauszuschieben, wo sie das Mitleiden der Vorübergehenden anflehen mußte und schonte deshalb ihre kleine Börse. Ihr Sohn kann nach Hunger essen und ihn vollkommen stillen, aber

Georgine nimmt nur das absolut Nothwendigste zu sich, um sich bei Kräften und Muth zu erhalten.

Die armen Reisenden schlafen in dem Dorfe, wo sie angehalten haben. Eine Scheune dient ihnen zum Obdach, etwas Stroh ist ihr Kopfkissen. Aber Ermüdung läßt sie diese Ruhestätte vortrefflich finden und sie schlafen tief. Am andern Morgen erkundigt sich Georgine nach der Straße, die sie einschlagen müssen und sie machen sich auf den Weg. Zuweilen haben mitleidige Seelen Erbarmen mit ihrem Elend und lassen sich für das frugale Essen, das sie in ihrer Hütte einnehmen, nichts zahlen. Georgine segnet sie und ihr Herz ist getröstet, wie der Tag vorbei ist, ohne daß sie ihr kleines Vermögen hat angreifen müssen.

Georgine und ihr Sohn machen so fast vierzig Stunden. Die arme Mutter trug ihr Kind, wenn es müde war, sie verbarg ihre Leiden und mißbrauchte die Kräfte, die ihr geblieben waren, in der Hoffnung, bald ankommen. Aber jetzt bleibt ihnen, trotz der strengen Sparsamkeit, die sie beobachtet hat, nichts mehr und sie haben noch einen eben so weiten Weg zu machen, um nach Rambervilliers zu kommen.

Georgine fühlt sich einen Augenblick muthlos, indessen betrachtet sie ihr Kind, und die Hoffnung, eine Zufluchtsstätte für dasselbe zu finden, wo man sich seiner Jugend annehmen wird, siegt über ihre Schwäche; sie entschließt sich, die öffentliche Mildthätigkeit anzuflehen.

Abends kommt sie in ein ziemlich ansehnliches

Dorf. Georgine setzt sich auf eine steinerne Bank, aber sie hat nicht die Kraft, Etwas zu verlangen... Ihre Augen schließen sich, ihre Sinne schwinden, sie wird das Bewußtsein verlieren, ohne um Hülfe bitten zu können... aber ihr Sohn fühlt instinktmäßig, daß seine Mutter leidet, daß sie nicht mehr sprechen kann. Der kleine Paul läuft zu jedem Vorübergehenden und ruft: „Habt Mitleiden mit Mama! sie ist sehr krank, helft ihr!“

Diese schluchzend gesprochenen Worte und die rührende Anmuth des Kindes ziehen die Aufmerksamkeit mehrerer Personen auf sich: man folgt Paul, umgibt Georginen, betrachtet sie, macht Bemerkungen über ihren Zustand und hilft ihr nicht!... Eine gute Alte ist menschlicher: sie läßt Georginen an einem kleinen Fläschchen riechen und unsere Heldin kommt wieder zu sich.

„Kommt,“ sagt die alte Frau zu ihr, „stützt Euch auf mich; ich wohne hier gerade über... ich werde Euch Etwas zu essen geben; die Leute da ließen Euch eher sterben, als daß sie Euch halfen! Kommt, kommt mit mir.“

Georgine kann der guten Frau nur mit Kopfnicken danken; diese nimmt sie unter dem Arme und auch der kleine Paul will seine schwankende Mutter unterstützen. Man kommt an das kleine Haus, steigt nicht ohne Mühe eine dunkle Treppe hinauf, tritt in ein Zimmer, wo man nicht hell sieht, die Alte setzt Georgine nieder und schlägt, so schnell sie kann, Feuer.

Endlich hat man Licht; aber Georgine, deren Augen fast erloschen sind, unterscheidet kaum die Gegenstände. „Warten Sie,“ sagt die gute Frau, „ich habe in meiner Flasche noch etwas Wein, das wird Sie wieder zu sich bringen und Ihnen wohlthun.“

Die Alte läßt Georgine ein halbes Glas Wein zu sich nehmen und diese fühlt sich besser. Ihre erste Bewegung ist, ihren Sohn zu umarmen, dem sie ihr Leben verdankt; dann wendet sie ihre Blicke zu dem mitleidigen Wesen, das Erbarmen mit ihrer Lage hatte. Die gute Frau stand vor Georginen und bemerkte mit Freuden die Wirkung, die ihre Sorgfalt hervorbrachte. „Wie viel Dank schulde ich Ihnen nicht, gute Mutter!“ sagte Georgine zu ihr, „Sie haben mich in's Leben zurückgerufen!... Ach! ohne meinen Sohn würde mir nichts daran liegen.“ — „Arme Frau, Ihr seid dennoch sehr unglücklich!“

Die Stimme ihrer Wohthäterin, die Georgine bis jetzt nicht genau hören konnte, diese Stimme ruft ihr Jemanden in's Gedächtniß, den sie früher einmal gekannt hat. Sie betrachtet die gute Frau aufmerksam und ruft: „Ich täusche mich nicht! Ihr seid es! Ihr seid es!... es ist Ursula!“ — „Ja, das bin ich,“ entgegnet Ursula (denn sie war es); „aber Ihr?... ich erinnere mich nicht; Euch jemals gesehen zu haben!“ — „Wie, Ursula, Ihr erkennet mich nicht mehr?“ — „Nein, nein, wenigstens... doch das ist nicht möglich!“ — „Großer Gott! ich bin also ganz unkenntlich?“ — „Indessen, diese Stimme... O mein Gott! Ihr wäret jene Georgine, die so hübsch war!“ — „Ich

bin es, Ursula!" — „Unglückliche! ... In welchem Zustande!"

Die Alte tritt in ihrem Erstaunen einige Schritte zurück. „O, flucht mir nicht!" ruft Georgine, die Hände gegen sie zusammenlegend, „ich bin hinlänglich gestraft!" — „Nein, nein, ich stoße Euch nicht zurück, Unglückliche; ich sehe, daß Ihr genug gelitten habt! ... Und dieses Kind?" — „Es ist mein! ..." — „Armes Kind! arme Georgine! wie verändert Ihr seid!"

Als die ersten Augenblicke der Ueberraschung vorüber waren, brachte Ursula ein kleines Abendessen auf den Tisch. „Ich bin nicht reich," sagte sie zu Georgine, „aber ich biete das, was ich habe, von Herzen an."

Man setzte sich zu Tische. Georgine fragte Ursula, durch welchen Zufall sie in dieser Gegend sei. Die Alte sagte ihr, daß sie nach dem Tode Theresens, da sie nichts mehr in Bondy zurückgehalten habe, in dieses Dorf zurückgekehrt sei, wo sie geboren. Bei Erzählung ihrer Geschichte hatte Ursula die zarte Rücksicht beobachtet, Georginen nicht ein Bild der Leiden zu entwerfen, die sie verursacht hatte.

Georgine erzählte Ursula ihren Lebenslauf und suchte ihre Verirrungen nicht zu verhehlen. Sie beschloß ihn, indem sie der Alten ihre Absicht mittheilte, in Rambervilliers jenen Onkel aufzusuchen, den sie verlassen hatte, als Johann sie auf der Landstraße, am Rande eines Grabens sitzend, fand.

Ursula billigte die Absicht Georginens, und sich

plötzlich an Etwas erinnernd, sagte sie: „Sie gehen nach Rambervilliers, sagen Sie?“ — „Ja, warum?“ — „Weil... warten Sie... ja, doch; weil in dieser Gegend das Schloß Merville liegt.“ — „Was ist das für ein Schloß?“ — „Das der Eltern Karls.“ — „Woher wißt Ihr es?“ — „Ich habe es von Baptist erfahren, der mir Alles erzählte, als sein Herr in unserer Hütte krank lag.“ — „Was soll das heißen?“

Ursula erzählte nun Georginen die Krankheit Karls und seine Verzweiflung, als er sie das zweite Mal nicht auf der Meierei fand. Georgine mußte weinen, während sie zuhörte. „Wie er mich liebte!“ rief sie aus. Mit Erstaunen hört sie, daß Karl, dessen Stand sie bisher nicht kannte, der Sohn des Marquis von Merville ist und nahe bei Rambervilliers wohnt. Der Wunsch, ihn zu sehen, macht ihr Herz klopfen; vielleicht auch mischt sich die Hoffnung, noch von ihm geliebt zu werden, in das Gefühl, das sie bewegt!

Georgine und ihr Sohn bringen die Nacht in der bescheidenen Wohnung Ursula's zu. Diese gute Frau, welche die Neue unserer Heldin und die Spuren sieht, die die Leiden auf ihren Zügen zurückgelassen haben, sucht jetzt nur ihren Kummer zu lindern und ihr zu helfen. Man richtet sich, so gut man kann, für die Nacht ein. Unsere Reisenden sind nicht anspruchsvoll und haben seit langer Zeit unter keinem gastfreundlichen Dache geruht.

Am andern Morgen setzt Ursula ihren Gästen ein

Frühstück vor, und drückt dann Georginen einige Geldstücke in die Hand. „Mein liebes Kind,“ sagt sie ihr, „das ist Alles, was ich Dir geben kann!... Ich bin auch arm, aber von ganzem Herzen theile ich Alles mit Dir.“

Georgine nimmt erröthend das Geschenk Ursula's an, umarmt die gute Frau und begibt sich mit ihrem Sohne wieder auf den Weg.

Die Unterstützung der Alten reicht zwei Tage lang für ihre Bedürfnisse aus, und sie hatten nur noch zwei weitere Tagereisen nach Rambervilliers. Muthig verfolgten sie ihren Weg und treten am Ende der ersten Tagreise in eine Hütte, wo sie um Etwas bitten, ihre erschöpften Kräfte wieder herzustellen. Aber die Frau vom Hause ist hart, böse. „Pact euch,“ sagt sie, „es gibt Bettler genug im Lande! Wir brauchen nicht auch noch die Landstreicher zu verhalten!“

Und sie schlägt den armen Reisenden die Thüre vor der Nase zu. Georgine nimmt ihr Kind auf die Arme und wendet sich wo anders hin; dieselbe Unmenschlichkeit, dieselbe Abweisung!

„Wir müssen also bis Morgen warten,“ sagt sie traurig, „und die Nacht auf dieser Bank zubringen.“ — „O Mama, ich habe großen Hunger!...“ — „Liebes Kind! morgen... Ach! Morgen werden wir vielleicht nicht glücklicher sein!“

Die Unglücklichen bringen die Nacht unter einem Baume zu und begeben sich mit Tagesanbruch wieder auf den Weg, obgleich sie seit vergangenem Abend nichts mehr zu sich genommen haben. Der arme

Paul macht einige Schritte und kann nicht mehr gehen; Georgine nimmt ihn auf den Arm und fleht zum Himmel, er möge ihre Kräfte verdoppeln. Sie setzt ihren Weg fort: die Hoffnung, bald bei ihrem Onkel anzukommen, hält sie noch aufrecht; aber am Ende des Tages sind sie mitten auf dem Felde und sehen nirgends eine Wohnung.

Das Kind verlangt mit schwacher Stimme nach Nahrung. Georgine blickt in Verzweiflung umher: Nichts! Nichts! um ihren verzehrenden Hunger zu stillen! „O mein Gott!“ ruft sie, „muß ich so nahe am Ziele unserer Reise umkommen!“ Sie pflückt einige Blätter von Sauerampfer, der einzigen Pflanze, die sie erblickt, und drückt den Saft auf die Lippen ihres Kindes; da sie aber sieht, daß diese Hülfe seine Leiden nicht lindern kann, waffnet sie sich mit übernatürlichem Muth und, ihren Sohn in ihre Arme schließend, fangt sie an zu laufen, in der Hoffnung, endlich eine Wohnung zu finden.

Nach einstündigem Marsche entdeckt sie in der Ferne die Spitze eines Thurmes: es ist der von Rambevilliers; noch eine kleine Strecke Wegs und sie sind dort. Aber die Nacht senkt sich auf die Felder herab, Georgine ist ganz kraftlos und bemüht sich vergebens, weiter zu kommen; ihre Kniee brechen mit ihr zusammen. Ein dichter Nebel lagert sich auf ihre Augen... sie fällt mit ihrem Sohne und bleibt auf dem Felde liegen.

Als Georgine wieder zu sich kam, war es stockfinstere Nacht, so daß sie nichts unterscheiden konnte.

Ihre erste Bewegung ist, ihren Sohn zu suchen; sie streckt den Arm aus und faßt den des Kindes. „Er ist bei mir,“ sagt sie, „er schläft; daß ich ihn nicht aufwecke. Morgen mit Tagesanbruch werde ich nach Rambervilliers gebracht werden und da Hülfe für meinen Sohn finden.“

Sie vertraute ihr Schicksal der Borsehung an, und stützte ihren Kopf auf die Hand; die Ermattung siegt über das Bedürfnis und sie fällt in tiefen Schlaf.

Der Tag leuchtete in schönster Pracht, als Georgine die Augen aufschlug. Sie blickt eilends nach ihrem Kinde... ein Schrei des Schreckens und der Verzweiflung entfährt ihr... der kleine Paul hatte sich im Fallen den Kopf an einen Stein gestoßen, als seine Mutter das Bewußtsein verlor; das arme Kind hat eine tiefe Wunde erhalten, ist über und über mit Blut bedeckt und ganz leblos. Seine Mutter nimmt ihn auf den Schooß, umarmt ihn und ruft ihn laut bei seinem Namen, allein das Kind gibt keine Antwort.

Dieser Schlag war zu hart für die bereits geschwächten Kräfte Georginens. Der Anblick ihres todten Kindes und der Gedanke, daß sie Schuld an diesem Unfall ist, machen sie rasend; sie fühlt ihre Schwäche nicht mehr, sie nimmt ihren Sohn, läuft, steht hin, spricht mit ihm, verspricht ihm, daß er bald zu essen bekommen soll; in ihrer Raserei sieht sie ihn nicht mehr für todt an, die Erinnerung an den Hunger, der sie Beide verzehrte, ist der einzige Gedanke, der in ihrer Erinnerung lebt.

Bleich, mit verwirrten Haaren und glühenden Augen kommt Georgine in Rambervilliers an; sie hält ihr Kind an ihrem Busen, verborgen unter dem Tuche, das ihren Kopf bedeckt. Zufall oder Natur leitet sie: sie geht nach der Wohnung ihres Onkels; eine Frau öffnet ihr die Thüre, der Anblick Georginens erschreckt sie.

„Wo ist Herr Rudemar?“ fragt Georgine mit aufgeregter Stimme, finstere Blicke um sich werfend. — „Was wollt Ihr von ihm? Er ist nicht hier, er ist auf dem Schlosse Merville.“ — „Auf dem Schlosse Merville. Ach ja! ich erinnere mich, da ist er auch.“ — „Was schwätzt Ihr da?“ — „Ich gehe auf's Schloß Merville, ich werde ihn noch einmal sehen, er wird meinem Kinde Brod geben. Ja, ja, dahin werde ich gehen!“

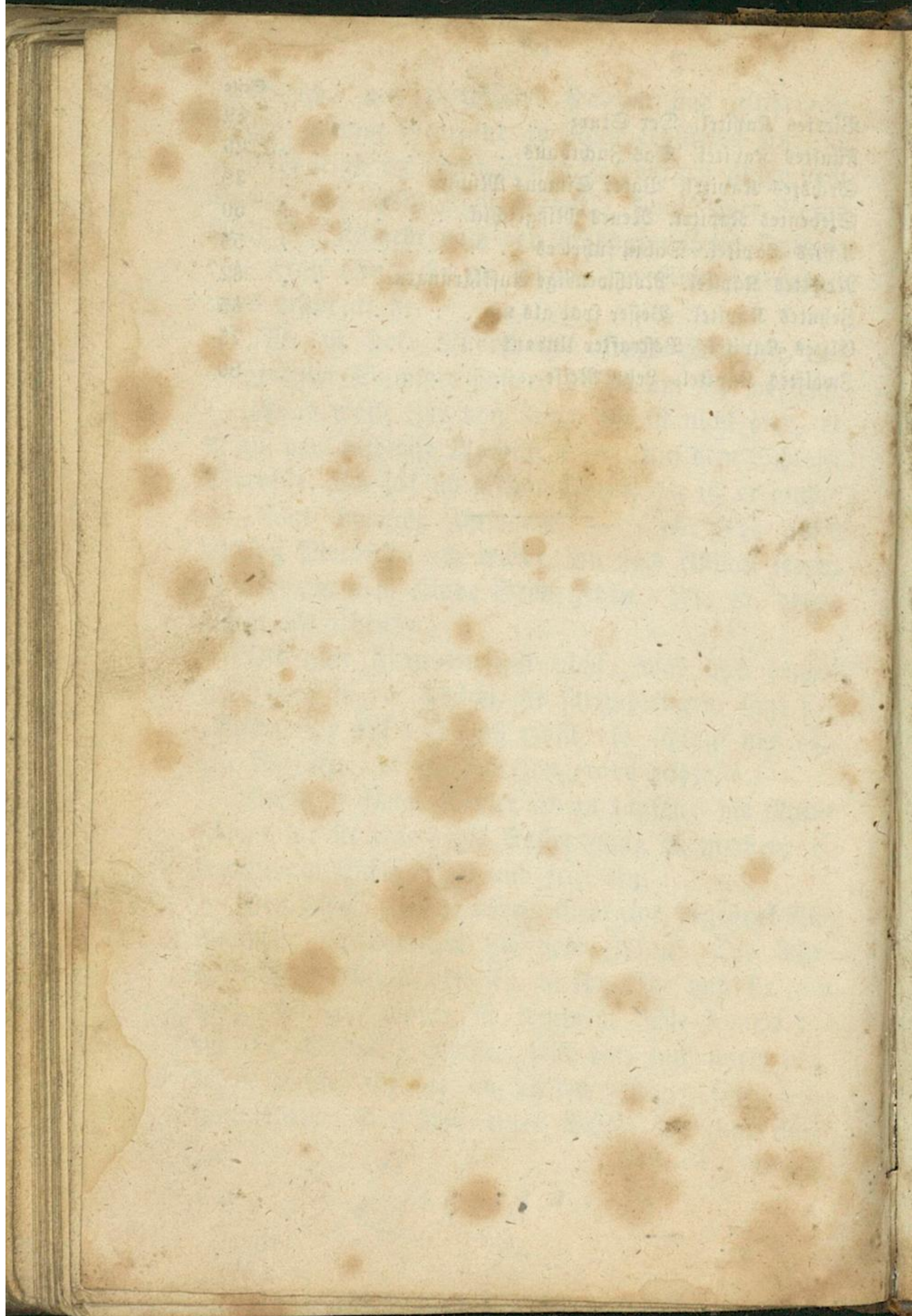
Die gute Frau versteht nicht, was das heißen soll; aber in der Absicht, sie fortzubringen, sagt sie: „Wenn Ihr auf's Schloß wollt, so schlagt nur diesen Weg ein, er führt kerzengerade dahin.“

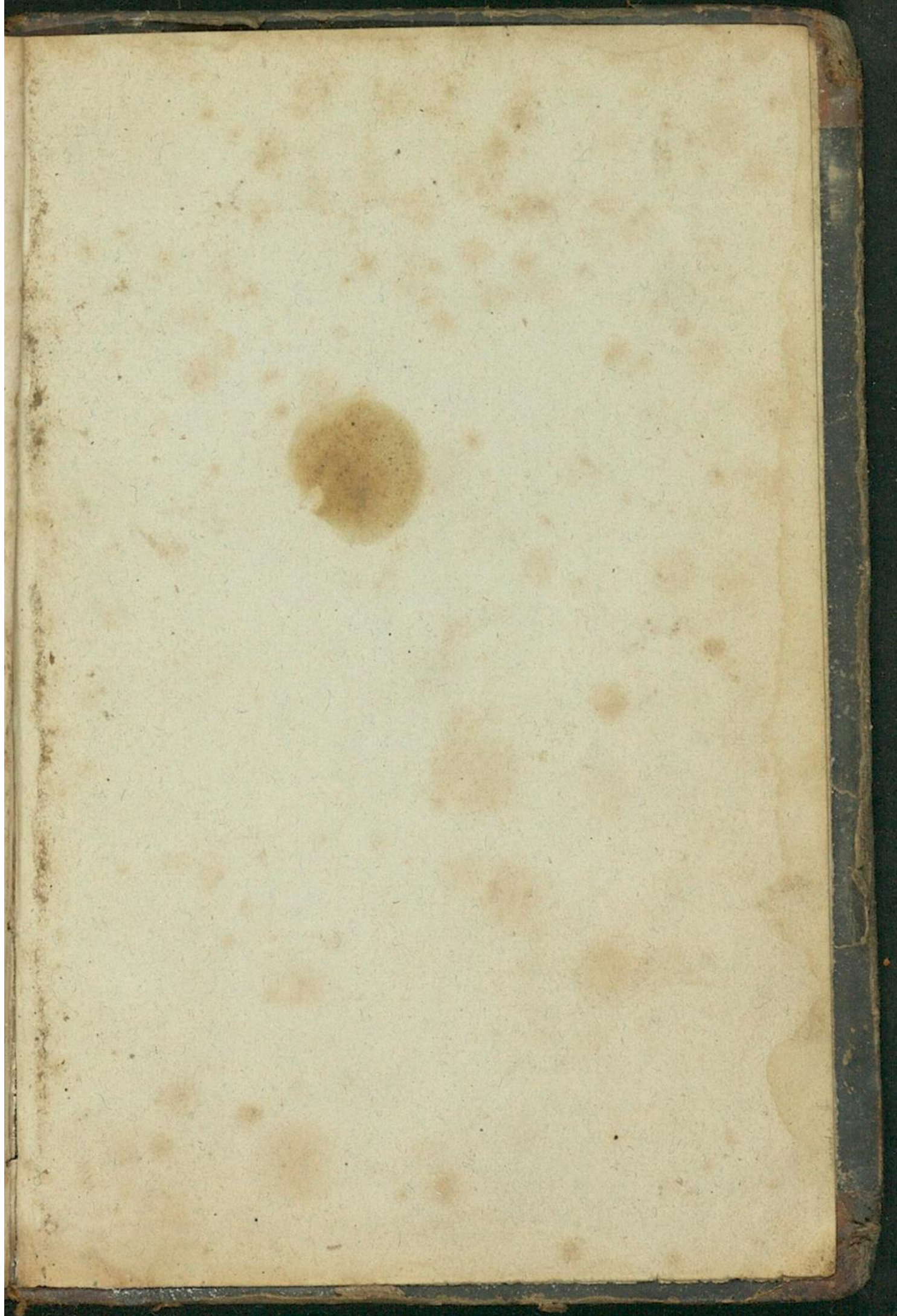
Georgine fängt wieder an zu laufen; die Natur scheint für sie eine letzte Anstrengung zu machen: sie kommt am Schlosse an und tritt ein.

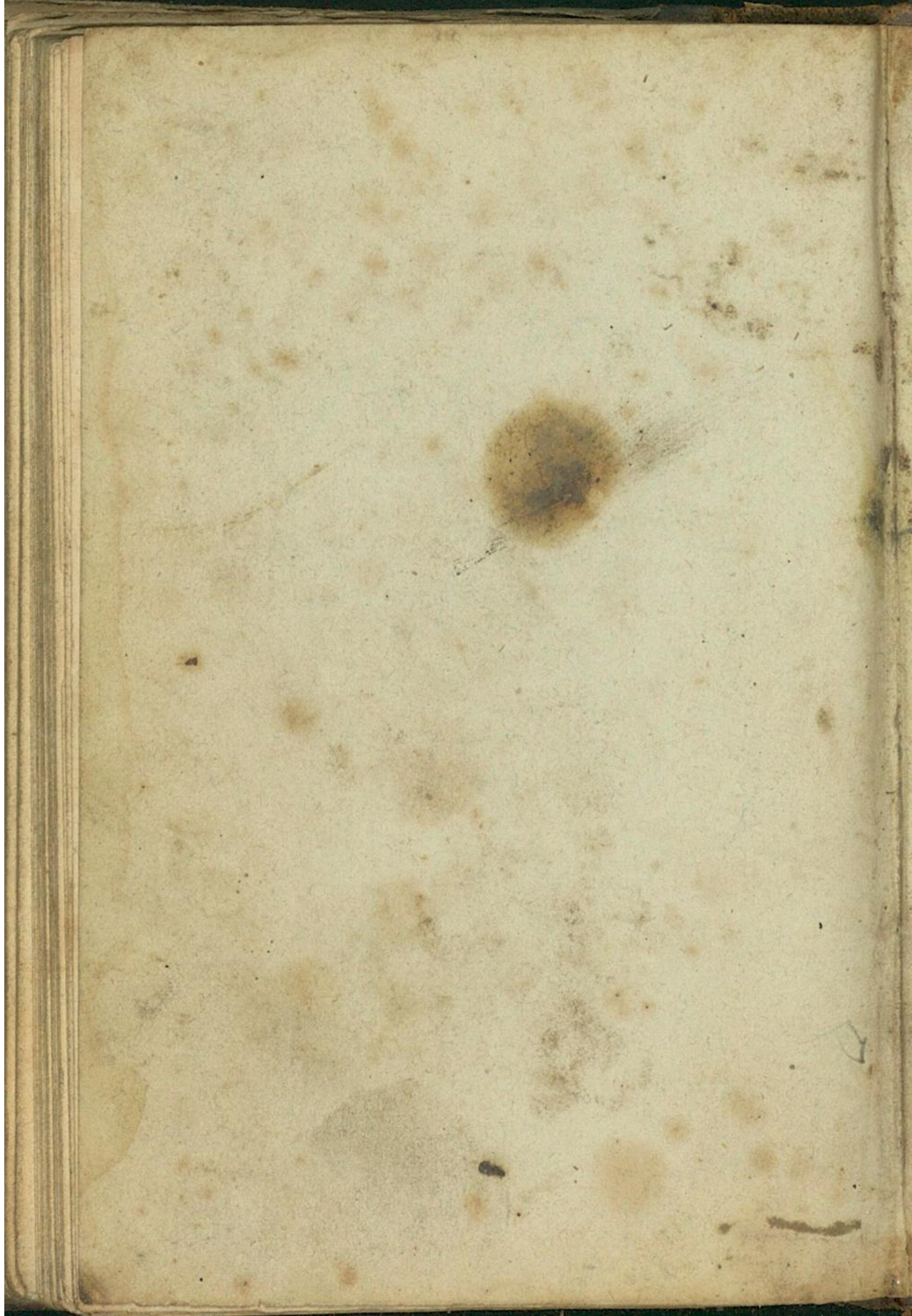
Der große Hof ist offen. Georgine begegnet Niemanden; sie überläßt sich dem Zufall. Die Töne einer Kirchenmusik dringen an ihr Ohr und sie geht dem Orte zu, woher sie kommen. Sie kommt vor die Kapelle des Schlosses, tritt ein, und wirft erlöschene Blicke auf die an diesem heiligen Orte Versammelten. Sie stoßt einen Schrei aus und stürzt,

Schluss. Zu p. 96.

	Seite
Viertes Kapitel. Der Sturz	19
Fünftes Kapitel. Das Zuchthaus	26
Sechstes Kapitel. Vater Simons Mühle	38
Siebentes Kapitel. Neues Mißgeschick	50
Achtes Kapitel. Dahin führt es	58
Neuntes Kapitel. Nothwendige Aufklärungen	62
Zehntes Kapitel. Besser spät als nie	65
Elftes Kapitel. Bestrafter Unbank	75
Zwölftes Kapitel. Letzte Reise	89







10/4 62.
dl.

Y.P. L.
23/2. 1901.

